

Zürcher Studierendenzeitung

Wo bleiben?

Obdachlos in Zürich

Kritik

Neues Kollektiv an der Uni möchte weg von unpolitischer Philosophie

Wucher

Firma verkauft Lernhilfen und Prüfungen für über hundert Franken

Wahlen

Zwei Studentinnen kandidieren für den Gemeinderat

Jazz

Die Brüder Kiss über das Projekt Okvsho und die Ursprünge ihrer Musik



Jetzt
anmelden!



Ready to focus?

Masterinformationstage 17.–19. März 2026

Informationen und Anmeldung: www.masterinfotage.unibe.ch

u^b

^b
**UNIVERSITÄT
BERN**

News

4 Frischer Wind an der PhF

Kollektiv bietet Marx und Freud an

5 Wem gehören Prüfungen?

Firma bewegt sich im Graubereich

6 Aktivistischer Journalismus

«Orka Info» berichtet online

6 Kampf um die Mehrheit

Was am 8. März auf dem Spiel steht

Fokus

8-9 Obdachlos in Zürich

Hier finden Betroffene Gemeinschaft

10 Studieren ohne Bleibe

Wie es sich im Keller lebte

Gesellschaft

14 Auge um Auge

Die Polizei und ihr Gummischrot

15 Für GLP und SP in die Politik

Zwei Studentinnen im Portrait

16 Proteste in Marokko

Ein Demonstrant erzählt

18 Ränne und fötzele

Eine Laufgruppe für die Umwelt

Kultur

19 Im Kreuzfeuer der Rezensionen

Über Jessica Jurassicas «Gaslicht»

21 Ya like Jaaazz?

Ein Interview mit Okvsho

4 Kurzmeldungen

11 Senf der Redaktion

12-13 Bildbox

16 Impressum

17 Kurzgeschichte

20 Comireportage

23 Kolumne

23 Dirty Diary

23 Kurz und knapp

24 Kreuzworträtsel

24 Öde an einem Ort

Editorial

Für die Demokratie – Am 8. März entscheidet die Stimmbevölkerung über eine Initiative, die die Haushaltsabgaben für Radio und Fernsehen von 335 auf 200 Franken senken und für Unternehmen ganz abschaffen will. Lanciert wurde sie von einem rechtslastigen Komitee, das sich bei Krankenkassenprämien und Mieten sonst nicht um das Budget der Bürger*innen sorgt. Für die SRG ist es nicht bloss ein Abstimmungs-, sondern auch ein Überlebenskampf. 3000 Stellen würden gestrichen und das Budget um 600 Millionen Franken gekürzt werden. Das sind zwanzig Prozent des Gesamtbudgets der Schweizer Medien. Man stelle sich vor, die staatlichen Subventionen für Bäuer*innen würden um einen Fünftel gekürzt, stünden Güllewagen vor dem Bundeshaus. Wo bleibt die Solidarität der privaten Medien?

Ihr Schweigen hängt mit Konkurrenzdenken zusammen – zu Unrecht, wie eine Studie des Forschungszentrums für Öffentlichkeit und Gesellschaft der Uni Zürich zeigt. Wer SRG-Newsangebote nutzt, konsumiert auch häufiger Pendler-, Boulevard- und Abonnementmedien als Personen, die keine SRG-Angebote nutzen. Nun könnte

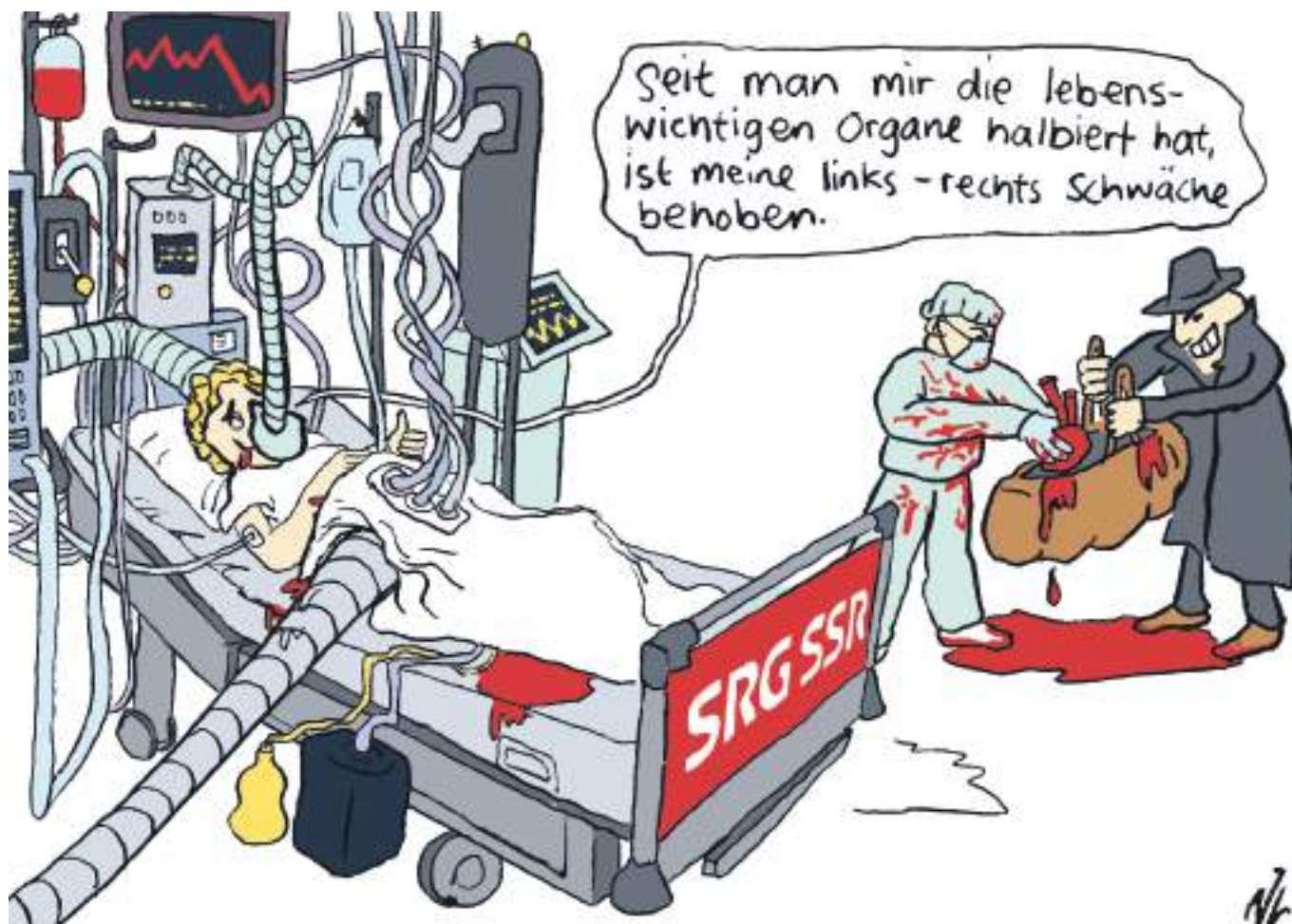
man auch uns angehenden Journalist*innen vorwerfen, aus Eigeninteresse zu politisieren. Mit Hinblick auf den Stellenmarkt unserer Branche ist dieser Vorwurf auch nicht ganz unberechtigt. Doch auch als junge Bürger*innen fordern wir einen funktionsfähigen öffentlich-rechtlichen Rundfunk, der die Basis für eine intakte Demokratie bildet.

Die SRG wurde 1931, als der Faschismus vor der Tür stand, mit dem Grundgedanken gegründet, den Zusammenhalt und die gesamtgesellschaftlichen Werte im Land sicherzustellen. Fast hundert Jahre später zeigt Trump, welche Institutionen als erstes im Kreuzfeuer des Autoritarismus landen. Ein Land, das viersprachig vier Mal pro Jahr abstimmt, braucht unabhängige Informationen. Wer die Diskurshoheit in der Schweiz nicht Milliardären wie Blocher oder antidemokratischen Kampagnen überlassen will, sollte «Nein» auf den Abstimmungszettel schreiben. Die SRG ist eine Brandmauer gegen gekaufte Medienmacht.

Für die Redaktion,

Liv Robert, Lucie Reisinger und

Giorgio Dridi





An den wichtigen Fragen vorbeiphilosophiert?

Die Philosophie an der Uni ist vielen Studierenden zu unpolitisch. Ein Kollektiv will mit Marx und Freud Abhilfe schaffen.

Giorgio Dridi (Text) und Mara Schneider (Foto)

Wichtiges in Kürze

Professor*innen werden laut

Entgegensetzen – Ein Zusammenschluss aus über 1000 Schweizer Professor*innen warnt in der Erklärung «Wissenschaft für den Service Public» vor der Halbierungsinitiative. Sie stützen sich dabei auf Forschung, die zeigt: Öffentliche Medien fördern demokratische Urteile und erreichen Gruppen, die private Medien vernachlässigen. Eine Annahme der Initiative würde laut den Wissenschaftler*innen dazu führen, dass Informationen zum Spielball privater Interessen und ausländischer Mächte werden. Faktenbasierte Information sei ein öffentliches Gut von nationalem Interesse. Die Petition betont, dass die SRG als einziges frei zugängliches Qualitätsmedium die Schweizer Souveränität in ihrer Mehrsprachigkeit schützt. Private Medien könnten die entstehende Lücke in einem kleinen, mehrsprachigen Markt nicht füllen. Dies würde den gesellschaftlichen Zusammenhalt und die Vielfalt in allen Landessprachen massiv gefährden. (deb)

Sibylle Berg kommt an die Uni

Utopisch – Die schöne Welt nach dem Kapitalismus. Die Errichtung und Belebung dieser thematisiert Sibylle Berg in ihrer Romantrilogie, die mit dem kürzlich veröffentlichten «PNR: La Bella Vita» endet. In der DDR aufgewachsen, lebt die Schriftstellerin mittlerweile in Zürich. Wenn sie nicht gerade im Europaparlament für Die PARTEI über Fragen zu staatlicher Überwachung und Datenschutz politisiert, schreibt sie an ihrer Utopie. Am 23. Februar, 19 Uhr, spricht Berg mit Prof. Philipp Theisohn im Hauptgebäude der Uni Zürich über ihr Schreiben, KI und Anarchie. (mag)

Protest gegen Geldvergabe

Finanzierung – Der Bund hat neue Gelder für die Forschung gesprochen. Bei der Vergabe von sechs neuen Forschungsschwerpunkten gingen die Geistes- und Sozialwissenschaften jedoch leer aus. Daraufhin haben sich mehr als 1000 Professor*innen und Mitglieder des akademischen Mittelbaus in einem Protestbrief an den Bund gewandt. Sie werfen ihm Benachteiligung dieser Forschungsfelder aus politischen Gründen vor. Dieser weist die Anschuldigungen zurück: Einzig die wissenschaftliche Exzellenz sei bewertet worden. In einer zweiten, ausschliesslich für Geistes- und Sozialwissenschaften bestimmten Finanzierungsrunde sollen diese nun doch noch auf ihre Kosten kommen. Erneut müssen sie sich jedoch hinter den scheinbar profitableren Naturwissenschaften anstellen. (mag)

«The world is going to shit», sagt Janis und fragt sich, wo an der Uni die Theorien bleiben, die unsere Probleme erklären. Er sieht zu wenig fachübergreifende Vernetzung und möchte kritische Bildung für alle – auch für Nichtstudierende. Deshalb gründet der Philosophiestudent mit zwei Kommilitonen und einem Agrarwissenschaftsstudenten das «Zürich Theory Collective» (ZTC). «Theory», weil der Begriff bewusst Literaturwissenschaft, Psychoanalyse, Linguistik, Anthropologie, Soziologie und kritische Theorie inkludiert. Letztere analysiert die Gesellschaft und ihre Machtstrukturen kritisch, um Mechanismen der Unterdrückung und sozialen Kontrolle aufzudecken. Laut Janis sei kritische Bildung an der Universität unterrepräsentiert, denn sie erweist sich nicht als attraktiv für den Arbeitsmarkt.

Nun organisiert das «ZTC» in Zusammenarbeit mit Expert*innen Seminare, Lesekreise und Workshops, um allerlei kritische Bildung zu fördern. Montagabends leitet Mitgründer Sven die Einführung zu «Das Kapital» von Marx. Dabei geht es anfangs um Ware und Geld und deren Verwandlung in Kapital. Dann wird zwischen der Produktion des absoluten und relativen Mehrwerts unterschieden. Um schliesslich, von den Akkumulationsprozessen und Metamorphosen des Kapitals ausgehend, zum Umschlag des Kapitals

Ausbeutung, Krisen sowie gesellschaftlicher Macht verbunden sind.» Das Seminar am Dienstagabend zu den Grundlagen der Freud'schen Psychoanalyse wird von Janis organisiert, der dazu praktizierende Psychoanalytiker*innen wie Elizabeth Högger oder Julian Hofmann einlädt. Letzterer sollte Philosophie studierenden aus den Logikübungen bekannt sein. Im Syllabus fallen Begriffe wie Träume, Trauer und Lust. Weiter heisst es, Freuds Entdeckung des Unbewusstseins markiere nicht nur eine Zäsur in der klinischen Psychologie, sondern «eine fundamentale Erschütterung des abendländischen Subjektbegriffs».

Ordinarius ordnet ein

Die Veranstaltungen finden im Akademikerhaus der katholischen Kirche statt. Das Kollektiv sowie die Seminare basieren auf Freiwilligenarbeit. Es hat sich bewusst nicht als Verein an der Uni angemeldet, um nicht in zu vielen bürokratischen Strukturen gefangen zu sein. Wer ein Zertifikat möchte, sollte regelmässig teilnehmen und schliesslich ein Essay mit tausend Wörtern abgeben – ECTS gebe es dafür aber keine. Der Begriff «Leistungsnachweis» sorgt bei Janis sowieso für Irritation: «Es geht nicht um Leistung, sondern darum zu verstehen.» Trotzdem wünscht er sich eine breitere Institutionalisierung von kritischen Fächern an der Universität: «Mein Wunsch ist es, dass es uns gar nicht braucht.» An der Universität Zürich wird seit Jahren über die Ausrichtung der Philosophie gestritten. Im Zentrum steht das Verhältnis von sogenannter analytischer und kontinentaler Philosophie.

Während die analytische Tradition auf logische Präzision, Begriffsanalyse und argumentativen Beweis setzt, versteht sich die kontinentale stärker als historisch und existenziell orientierte Denkweise, die Erfahrungen, Gesellschaft und ihre Machtverhältnisse in den Blick nimmt. Der Begriff «kontinentale Philosophie» – dem auch Friedrich Nietzsche zugeordnet wurde – war vor allem eine Erfindung der analytischen Philosoph*innen der Mitte des 20. Jahrhunderts, die sich von den Phänomenolog*innen und Existentialist*innen Kontinentaleuropas abgrenzen wollten.

Diese betrachteten den kontinentalen Bezug zur unmittelbaren Erfahrung als Quelle von Subjektivität und Unklarheit, die ihren eigenen Idealen der logischen Objektivität und Klarheit zuwiderlief. Politisch interessierte Studierende beklagen, dass die Dominanz der analytischen Philosophie gesellschaftsrelevante Fragen in den Hintergrund rücken

lasse. Das bekommt auch Hans-Johann Glock zu spüren. Der erst kürzlich emeritierte Professor war die letzten zwanzig Jahre Lehrstuhl-inhaber für theoretische Philosophie an der Universität Zürich. «Weniger Logik, mehr Nietzsche; weniger Erkenntnistheorie, mehr Nietzsche; weniger Sprachphilosophie, mehr Nietzsche», hiess es immer wieder in Evaluationen von Fachvereinen.

Dabei könne laut Glock analytische Philosophie gleichermassen politische oder existenzielle Probleme angehen wie die kontinentale. In «A Theory of Justice» entwickle Rawls kein rein moralisches Bekenntnis, sondern ein klar konstruiertes Gedankenexperiment: Hinter einem «Schleier des Nichtwissens» sollen vernünftige Personen Prinzipien wählen, ohne ihre eigene gesellschaftliche Position zu kennen.

Ein weiteres Beispiel dafür sei die feministische analytische Philosophie: Elizabeth Anderson untersucht deduktiv, wie Begriffe wie «Frau» oder «Geschlecht» gesellschaftliche Rollen und Machtverhältnisse formen.

Uni setzt auf Messbarkeit

Die Philosophie an der Uni Zürich war bis zur Jahrtausendwende vorwiegend traditionalistisch geprägt, also weder klar analytisch noch kontinental. Sie beschränkte sich darauf, die Ideen der abendländischen Philosophen auszubuchstabieren. Wer in den Neunzigern ein analytisches Buch in der Bibliothek ausleihen wollte, sah sich verschwörerischen Blicken ausgesetzt, wie der Dozent Dominique Kuenzle in einer Anekdote im Unterricht preisgab. Der Wind kehrte in den Nullerjahren, als Glock, Katia Saporiti sowie Peter Schaber berufen wurden und später weitere Vertreter*innen der analytischen Philosophie. Diese Anstellungen sorgten für Kontroversen: Das sei keine «eigentliche» Philosophie, lautete der Vorwurf.

Dass die in den USA etablierte analytische Philosophie nun auch in Zürich dominiert, hänge laut Glock mit einer breiteren Entwicklung der Universitäts- und Wissenschaftskultur zusammen. Sie verspreche bestimmte Methoden: Eine philosophische Idee liesse sich so – «statt bloss nach Gusto akzeptiert zu werden» – argumentativ begründen und belegen. Spätestens seit der Bologna-Reform verspreche sich die Universität von einem solchen Ansatz mehr Mess- und Vergleichbarkeit. Auch in der Psychologie und Soziologie sehe Glock ähnliche Entwicklungen. Ob der Neoliberalismus Schuld daran ist? Vielleicht findet man es beim «Zürich Theory Collective» heraus.



zu gelangen oder einfach ausgedrückt: wie lange es dauert, bis vorgeschossenes Geld als vermehrtes Geld wieder beim Kapitalisten ankommt. Ziel des Seminars sei es laut Syllabus, Marx' Theorie nicht als abgeschlossenes dogmatisches System zu behandeln, sondern als analytisches Instrument zur Kritik am Kapitalismus: «Wir lesen den Text eng und begrifflich präzise, fragen zugleich aber nach seiner historischen Bedingtheit, seinen inneren Spannungen und seiner Aktualität für gegenwärtige ökonomische und soziale Verhältnisse. Dabei soll deutlich werden, wie abstrakte Kategorien wie etwa Wert, Arbeit oder Kapital mit konkreten Formen von

Bestehen um jeden Preis

Eine deutsche Firma macht nun auch in Zürich Geld mit alten Prüfungen. Die juristische Grauzone löst Debatten um Urheberrecht und Chancengerechtigkeit aus. Ein Anwalt ordnet ein.

Tim von Felten (Text) und Liv Robert (Illustration)

Das deutsche Unternehmen Ecoreps expandiert. Seit Herbst 2022 bietet es Online-Kurse für Fächer an der Uni Zürich an, primär im Bereich der Wirtschaftswissenschaften. Das Angebot wird laufend ausgebaut: Für die ETH gibt es nun den ersten Kurs und man überlegt sich, bald auch Psychologiestudierenden unter die Arme zu greifen. Was in Zürich eher neu ist, macht das Unternehmen an deutschen Unis schon seit 2016. Zuerst bot es Vorbereitungskurse in Person an, in der Corona-Zeit wechselte es dann auf Online-Programme, die es bis heute beibehalten hat.

Wer einen Kurs von Ecoreps kauft, erhält eine Sammlung von Lernunterlagen zu einem Fach: Zusammenfassungen, Erklärvideos, WhatsApp-Support, einen KI-Chatbot und die alten Prüfungen der letzten Jahre, inklusive der von Ecoreps erstellten Lösungen dazu. Die Inhalte kann man nur als Paket kaufen, nicht einzeln. Die Kurse sind beliebt: Über tausend Zürcher Studierende sind im Gruppenchat mit Infos zu neuen Fächern und Rabattcodes. «Absoluter Game Changer!», rezensiert eine Studentin die 100 bis 150 Franken kostenden Kurse auf Google. Teuer, doch für viele scheinbar ein angemessener Betrag für bessere Prüfungsvorbereitung. Doch stellt sich die Frage nach der Chancengerechtigkeit. Wer sich den Kurs nicht leisten kann oder will, hat einen Nachteil.

Quellen bleiben geheim

Dass Lücken im Angebot der Universität mit Zusammenfassungen und Erklärvideos von Privaten gefüllt werden, lässt sich aber kaum vermeiden: Illegal ist es nicht. Immerhin findet man auf Youtube und weiteren Seiten oft gutes Material gratis. Was man dort aber selten bekommt, sind die alten Prüfungen, die für viele ein entscheidendes Verkaufsargument der Kurse sind. «Besonders im ersten Jahr, wenn man noch nicht genau weiss, was wichtig ist, hilft Ecoreps», erzählt Gianina, eine BWL-Studentin im 4. Semester. «Der Hauptgrund dafür, dass ich die Kurse auch jetzt noch kaufe, ist neben den Erklärungen zur Theorie der Zugang zu den alten Prüfungen. Ich wusste nicht, wie ich sonst an sie kommen würde.»

Die Detektivarbeit, um alte Prüfungen zu finden, ist oft mühselig. Man muss flüchtige Bekannte belästigen, auf dubiose Dropbox-Links klicken und in grosse Gruppenchats mit fremden Leuten schreiben. Eine grosse Schwester oder ein älterer Bruder im gleichen Studiengang ist von Vorteil. Doch manchmal bleibt auch dann die Ausbeute schlecht: Zu alte oder unvollständige Prüfungen helfen oft nur bedingt weiter. Verständlich, dass einige da zur Kreditkarte greifen, um dann vergangene Prüfungen säuberlich sortiert auf der Ecoreps-Seite vorzufinden.

Wie genau Ecoreps an die alten Prüfungen kommt, bleibt jedoch unklar. «Aus Konkurrenzgründen» will dies das Unternehmen auf Anfrage dieser Zeitung nicht preisgeben, man sei sich noch nicht im Klaren darüber, wie man damit in der Schweiz umgehen soll. Ecoreps zahle jedoch nicht für den Zugang. Über die Universität oder die Professor*innen scheinen sie die Prüfungen aber nicht zu erhalten: In Scans sind noch handgeschriebene Lösungen von ehemaligen Prüflingen zu sehen. Im Gegensatz zu den Nutzenden relativiert

Ecoreps die Wichtigkeit der alten Prüfungen in ihren Kursen. Sie seien ohnehin schon weit verbreitet und hätten an sich kaum Wert, schreibt Edwin Kunz, einer der beiden Gründer auf Anfrage. Der Mehrwert ihres Produkts liege vor allem bei den restlichen Inhalten der Kurse. Studierenden, die nur an den alten Prüfungen interessiert sind, rät Kunz, sie in den grossen WhatsApp-Gruppen zu suchen, in denen sie im Umlauf seien. Bezüglich Chancengerechtigkeit weist Ecoreps darauf hin, dass das Verwenden ihrer Programme mit einer deutlichen Zeitersparnis einhergehe: Der Preis eines Kurses entspreche etwa drei bis fünf Arbeitsstunden bei einem Lohn von 30 Franken, Studierende würden aber mindestens 20 Stunden Lernaufwand sparen. Zudem erhalte das Unternehmen sehr viel positives Feedback für die zusätzlichen Lernmöglichkeiten, die sie Studierenden bieten.

Wer Recht hat

Wäre es möglich, dass die Uni Zürich den Verkauf der alten Prüfungen verhindert? Dafür zu sorgen, dass sie gar nie in fremden Händen landen, scheint schwierig im Zeitalter von Handykameras und Plattformen wie Uniboard, auf denen Studierende ihre Lernmaterialien mit anderen teilen können. Wurde eine alte Prüfung einmal herausgeben, kann das heute schlecht rückgängig gemacht werden. Die Wirtschaftsfakultät schreibt auf Anfrage, dass ihnen nicht bekannt sei, wie private Unternehmen an ihre Unterlagen kämen. Das Urheberrecht läge in diesen Fällen immer bei den Dozierenden, die die Prüfungen erstellt haben.

Diese könnten rechtliche Schritte einleiten, um die Verwendung von Dritten zu verhindern und würden gegebenenfalls von der Wirtschaftsfakultät unterstützt. In der Vergangenheit habe es auch bereits Abmahnungen an Unternehmen gegeben. Vor Gericht Erfolg zu haben, ist jedoch schwierig. Im Jahr 2014 verklagten die Beratungsfirma ITB Consulting und die Rektorenkonferenz der Schweizer Hochschulen das Unternehmen Medtest Schweiz aufgrund von Urheberrechtsverletzung. Die beschuldigte Firma verwendete Aufgaben aus ehemaligen Numerus-Clausus-Prüfungen in ihren Vorbereitungskursen. Die Aufgaben hatte ITB Consulting für die Rektorenkonferenz entwickelt. Zunächst bekamen die Kläger Recht. Doch Medtest Schweiz erhob Einsprache und wurde freigesprochen.

Die Begründung: Nur Werke, die einen «individuellen Charakter» hätten, seien urheberrechtlich geschützt, heisst es im Urteil. Die Prüfungsaufgaben von ITB Consulting seien zu banal: Dritte wären bei vorgegebenem Thema durchaus in der Lage, eine ähnliche Aufgabenstellung zu formulieren. «Als Faustregel gehe ich davon aus, dass Prüfungen nicht urheberrechtlich geschützt sind», sagt Rechtsanwalt Martin Steiger dieser Zeitung. Die dafür erforderliche Individualität erreichen Prüfungsaufgaben normalerweise nicht. Steiger begleitete bereits verschiedene ähnliche Fälle. Bei einem Rechtsstreit finde man erfahrungsgemäss entweder eine einvernehmliche Lösung oder die Universitäten und Professor*innen verzichten auf konsequente rechtliche Schritte. Er vertritt die Devise «Public Money, Public Content»: «Die Universi-

täten in der Schweiz sind öffentlich finanziert», sagt Steiger: «In der Folge sollten alle Publikationen, auch Prüfungen, der Öffentlichkeit frei zur Verfügung gestellt werden.» Leider sei die Universität Zürich davon weit entfernt. Nur einzelne Fächer der Uni setzen dies um: Wer Jus studiert, erhält alle alten Prüfungen seit 2021, inklusive Musterlösungen. Das Fach Mathematik an der Wirtschaftsfakultät stellt sogar alle ab 2005 zur Verfügung.

Fachvereine schaffen Fairness

Oftmals nehmen auch Fachvereine eine Vermittlerrolle ein: Der Fachverein Psychologie sammelt alte Prüfungen des Propädeutikums für Studierende im ersten Jahr. An der ETH betreiben Fachvereine ihre eigenen Webseiten, die sich «Community-Solutions» nennen. Neben den alten Prüfungen ermöglichen diese den Studierenden sogar, eigene Lösungswege für Aufgaben zu posten und die anderer zu kommentieren.

Der Bedarf, mit alten Prüfungen zu lernen, ist gross. So gross, dass Studierende selbst versuchen, über die Fachvereine das Spielfeld zu ebnet. Klappt es, ist niemand mehr gezwungen, wegen alter Prüfungen Kurse zu kaufen. Auch Freunde zu haben, die ein Jahr voraus sind, führt so nicht zu einem unfairen Vorteil. Setzten Universitäten jedoch selbst «Public Money, Public Content» um, wie dies einzelne Fakultäten und Professuren bereits tun, käme man dem Ideal der Chancengleichheit etwas näher. Statt der Dicke des Portemonnaies würde nur das eigene Können bestimmen, ob man eine Prüfung besteht.



Auf Berichterstattung folgt Demoaufruf

Das Kollektiv Orka Info verwischt die Grenzen zwischen Journalismus und Aktivismus. Auf Instagram und Tiktok setzen sie sich für Solidarität mit Unterdrückten ein.

Marc Grüter (Text)

Orcas. Die Tiere, die im Mittelmeer organisiert gegen Yachten und Segelboote kämpfen, sind nun auch in der Schweizer Medienlandschaft unterwegs. Ein Zusammenschluss von rund zwanzig Aktivist*innen berichtet seit November vergangenen Jahres zu Ereignissen rund um Anti-Imperialismus, Feminismus, Anti-Repression und Polizeigewalt, Austerität sowie Ökologie. Die Mitglieder des Instagram-Kanals Orka Info verstehen sich als revolutionär. Auf dem Weg zu einer solidarischen und post-kapitalistischen Gesellschaft haben sie die Kreation eines neuen Kommunikationskanals als entscheidend ausgemacht.

Ein alternativer Ansatz

«Das Medium sollte für alle da sein, die merken, dass irgendetwas am Status quo nicht stimmt, sei das beim Thema Ökologie, aber auch Rassismus oder Sexismus», stellt Cyrill Herrmann von Orka Info klar. Man wolle besonders Personen, die diese Wahrnehmung teilen, abholen und Missstände auf einer grösseren Ebene einordnen, schliesst Laura Fischer, ebenfalls von Orka Info, an.

Auch wenn sich mittlerweile eine gewisse Fokussierung ergeben habe, sei man stets offen für Anstösse von Personen, die einen neuen Themenbereich eröffnen möchten oder sich an einem bereits bestehenden beteiligen wollen. Neben dem Instagram-Profil, auf dem ihre Videos mehrere 10'000-mal aufgerufen werden, sind sie auch auf TikTok und Telegram aktiv, sowie neu auch auf Spotify als Podcast zu finden. In den Videoformaten sieht man sie auf

Demos, Streiks oder Kundgebungen, wo sie Hintergründe zu den Geschehnissen erläutern. Diese Videos mit sichtbarem Praxisbezug stehen bezeichnend für das eigene Verständnis ihrer Arbeit, die nicht reine Aufklärungsarbeit und Bewusstseinsschaffung sein soll.

Denn darüber hinaus sollen den Zuschauer*innen neben dem Gefühl von direkter Betroffenheit auch konkrete Handlungsmöglichkeiten vermittelt werden. Anders als es herkömmliche Medien tun, beteiligen sie sich auch an der Organisation von Demonstrationen und sammeln Spenden. Die nächste Aktion ist bereits in Planung, eine nationale Grossdemo gegen Austerität und Aufrüstung, die am 28. Februar in Zürich stattfinden wird. In einer Zeit, die vom Verschmelzen von Wirtschaft und Politik geprägt ist, vereint Orka Info Aktivismus und mediale Berichterstattung.

Es gehe darum, die ganze Recherchearbeit und das Wissen, das bereits besteht, in ein massentaugliches und anknüpfungsfähiges Format zu übersetzen, sagt Cyrill. Die Schnittstelle zwischen Aktivismus und Journalismus bespielend, möchte Orka Info andere Möglichkeiten und Blickwinkel aufzeigen und einen Gegenpol zu den oft als alternativlos präsentierten Narrativen in bürgerlichen Medien bilden. Nebst der privat-bürgerlichen Medienlandschaft rund um Zeitungen wie der NZZ, ist den beiden vor allem die Vorstellung eines neutralen Journalismus ein Dorn im Auge. «Niemand kann aus der Vogelperspektive ganz wertneutral auf die Dinge

hinunterschauen. Jede Journalistin, die behauptet, dass sie neutral ist, lügt», so Cyrill. Auch Laura steht der Idee eines objektiven Journalismus kritisch gegenüber: «Die Illusion einer neutralen Berichterstattung führt leider oft dazu, dass Aussagen und Geschehnisse nicht eingeordnet werden. In der Vergangenheit wurde beispielsweise ein Interview, das ich zum Protest gegen den «Marsch fürs Leben» gegeben hatte, zusammen mit Falschaussagen einer Abtreibungsgegnerin ausgestrahlt. Das ist nicht neutral, sondern verantwortungslos.»

Solidarisch mit Rojava

Dieses Verständnis steht in direktem Widerspruch zu den Richtlinien des Journalist*innenkodex, der sich auf Werte wie Distanz, Objektivität und Unparteilichkeit beruft. Ihre Antwort auf die Utopie einer neutralen Berichterstattung, besteht in einem aktivistischen Haltungsjournalismus, der sich dem Aufdecken von Hintergründen, Zusammenhängen sowie Machtgefällen verschrieben hat. Ein Beispiel dafür, wie Orka Info mediale Berichterstattung mit Aktivismus kombiniert, ist ihre Einbindung in die «Rojava Delegation for Humanity».

Cyrill und Laura waren Teil einer Gruppe von Journalist*innen und politischen Aktivist*innen, die nach Rojava reisten, um die Situation vor Ort zu dokumentieren. In der bis anhin von Kurd*innen autonom verwalteten Region in Nordostsyrien trafen sie sich mit verschiedenen lokalen Komitees und Kommissionen. Auf Instagram be-

richteten sie mittels Kurzvideos von ihren Erlebnissen vor Ort und rufen zu Solidarität und Protesten in der Schweiz auf. Während Schweizer Wirtschaftsdelegierte mit der syrischen Übergangsregierung rund um Ahmed al-Scharaa verhandelten, fuhr diese eine systematische Verdrängungs- und Unterdrückungskampagne gegen Minderheiten wie Kurd*innen im eigenen Land.

Da Schweizer Leitmedien darüber schwiegen, versuchte Orka Info den Diskurs mit aktivistischer Berichterstattung ins Rollen zu bringen. Das rasante Wachstum ihrer Reichweite in den sozialen Medien zeigt, dass sie mit ihrem Verständnis und ihrer Form von Journalismus auf grossen Anklang stossen. Das Bedürfnis nach aktivistisch geprägtem Journalismus, der Handlungsmöglichkeiten aufzeigt, ist da.



Die Delegation bespricht die Situation der Binnenvertriebenen. Foto: Ismail Eskin

Bleibt Zürich links?

Die Bürgerlichen wollen mit neuen Gesichtern mehr Stimmen und Sitze im Stadt- und Gemeinderat gewinnen. Wer das Rennen schlussendlich für sich entscheidet, hängt von uns Jungen ab. Ein Kommentar.

Jonas Jost

«Vo Altstette furd Stadt, es isch wahr Homie, nöd Stadtpräsi, er isch euse Stadtbrosi, Pärparim Avdili wähle mer», sagt der Rapper EAZ kürzlich in einem gemeinsamen Song mit dem FDP-Stadtpräsidiumskandidaten. Damit liefert er ein Indiz für eine bürgerliche Offensive im Wahlkampf rund um die Stadt- und Gemeinderatswahlen in Zürich vom 8. März. Seit 36 Jahren hält das rot-grüne Lager eine absolute Mehrheit im Stadtrat und auch im Gemeinderat konnten die AL, die Grünen und die SP 2018 nach einem Unterbruch wieder eine absolute Mehrheit erlangen. Dass diese historischen Mehrheiten nicht in Stein gemeisselt sind, zeigten die letzten Wahlen im Jahr 2022, in denen die SP sechs Sitze im Gemeinderat verlor. Zwar blieb die linke Mehrheit intakt, doch fortan nur noch mit

einer Überzahl von einem Sitz. Diese fragile Lage wollen die Bürgerlichen mittels einer expansiven Strategie nutzen, indem sie die Wahlkampfmittel gezielt auf die Vorantreibung neuer Kandidat*innen setzen, anstatt die Bisherigen zu verteidigen oder allgemeine Parteipositionen zu kommunizieren.

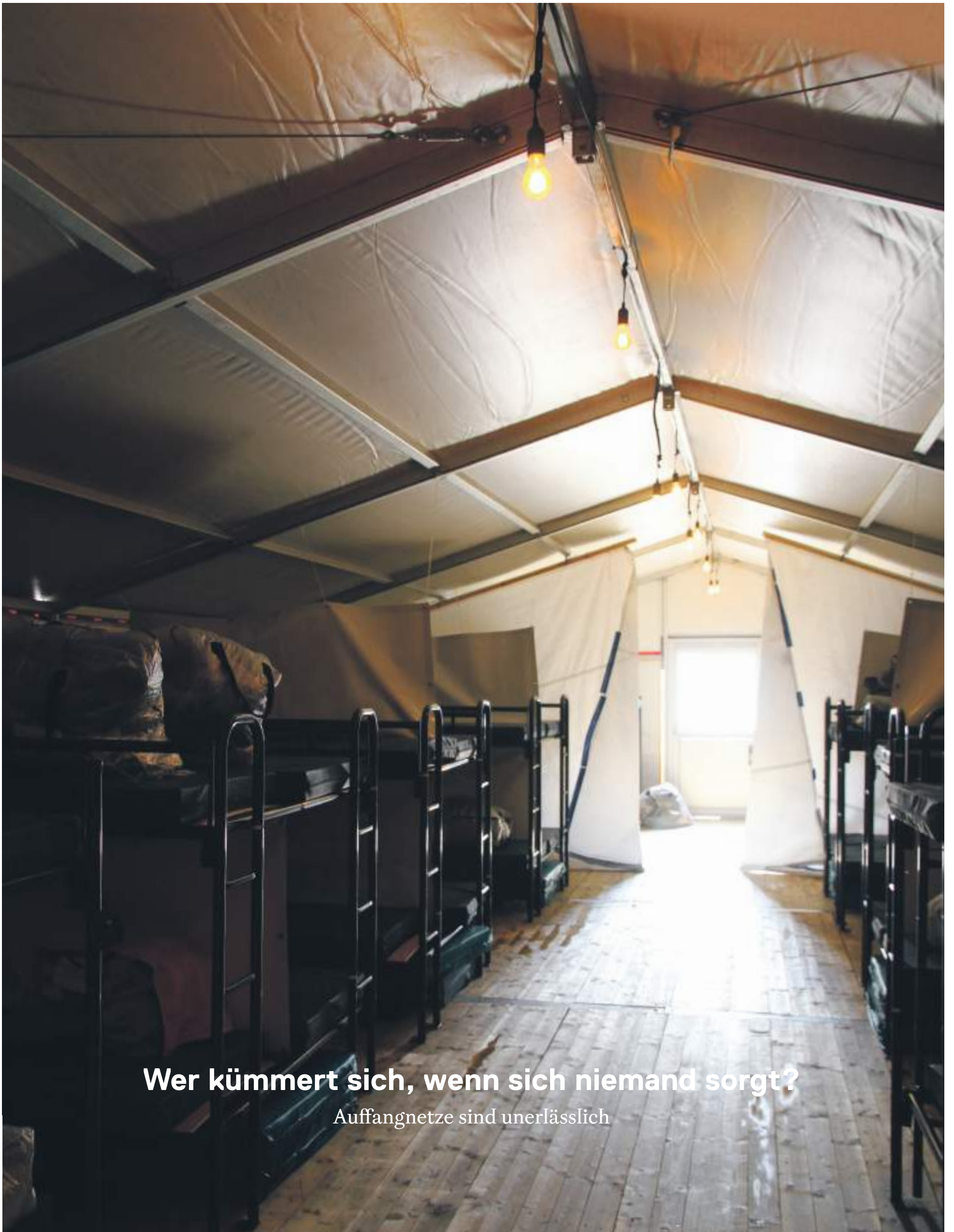
Gelingen soll der Gewinn von zusätzlichen Sitzen mit der Mobilisierung von Neustimmen, insbesondere von jungen Leuten. Sympathisieren sollen sie sich etwa mit EAZ, der in einem Interview mit TeleZüri sagt: «Meine Fans haben genauso wenig Ahnung von Politik wie ich.» Das akademische Milieu ist generell eine Stütze der progressiven Kräfte: «Studierende sind junge und gleichzeitig sehr gebildete Menschen. Beide Elemente gehen oft Hand in Hand mit eher

progressiven Positionen», sagt der Politologe Lucas Leeman der Universität Zürich. Oft überschätze man aber deren Einfluss auf das Gesamtergebnis. Viele Studierende von Zürcher Universitäten sind in der Stadt nicht wahlberechtigt, weil sie entweder andere Nationalitäten haben oder an einem anderen Ort angemeldet sind. Zudem liegt die Stimmbeteiligung bei Menschen unter dreissig tiefer als bei der restlichen Bevölkerung, so auch bei den letzten Zürcher Gemeinderatswahlen.

Ob die Strategie der Bürgerlichen aufgeht, bleibt offen. Umfragen zeigen jedoch, dass der Slogan «Züri het gnueg vo rot-grünen» nicht zu greifen scheint. Statt mit Avdili einen zusätzlichen Sitz zu holen, droht die FDP, laut einer repräsentativen Umfrage von Ende Februar, im Stadtrat einen ihrer bis-

herigen Sitze an die Grünen zu verlieren. Hält die Linke ihre Mehrheit in beiden Räten, so kann sie ihren progressiven Kurs kontinuierlich weiterverfolgen. Bedeutend ist dies auch für Studierende, die deren Alltag durch Entscheidungen aus der Lokalpolitik beeinflusst wird. Insbesondere die Wohnpolitik ist massgebend, denn bezahlbarer Wohnraum ist existenziell für Studierende, die häufig keine hohen Mieten vermögen.

Wird der bezahlbare Wohnraum knapp, so drohen die Studierenden aus dem Stadtleben verdrängt zu werden. Umso entscheidender ist, dass sich bei einem solch unklaren Ausgang jene Studierende, die über ein politisches Teilhaberecht verfügen, ihre Stimmkuverts einwerfen oder sich am Sonntag zur Urne bewegen.



Wer kümmert sich, wenn sich niemand sorgt?

Auffangnetze sind unerlässlich

Wo Obdachlose Ruhe und Schutz finden

Die Zürcher Wohnpolitik lässt die vulnerabelsten Personen durchs Raster fallen. Betroffene bleiben meist unsichtbar. Nicht so im Gassenlokal Zueflucht – Pace, das jenen einen Rückzugsort bietet, die ihr Zuhause verloren haben.

Gena Astner (Text und Foto) und Mara Schneider (Illustration)

Ein Unfall, die Trennung von einer geliebten Person oder ein unerwarteter Todesfall: Gründe, weswegen Menschen aus dem Alltag gerissen werden, gibt es viele. Solche Zäsuren sind schwierig zu verkraften. Ihre Bewältigung fordert Resilienz, vor allem aber ein stabiles soziales Umfeld. Ohne Halt und Unterstützung gerät man schnell aus der Bahn. Leichter fällt da der Griff zu Alkohol und Drogen, um sich von Schmerz oder Einsamkeit abzulenken. Was damit beginnt, nur kurz durchatmen zu wollen, gewinnt schnell die Überhand. Wird einem dann noch der Job oder die Wohnung gekündigt, scheint die Situation aussichtslos.

Zueflucht für alle

Viele der Besucher*innen des Lokals Zueflucht – Pace an der Magnusstrasse 20 erzählen von solchen Lebenssituationen oder falschen Entscheidungen, die sie in ihre heutige Lage gebracht hätten, sagt Chris Stocker, Leiter des Vereins Franziskanische Gassenarbeit Zueflucht. Ein Besucher erzählt von einem Unfall, der sein Leben verändert habe: Seit er sich bei der Arbeit die Hand verletzt hat, ist er arbeitsunfähig. Auf die Frage, ob er eine IV-Rente erhält, antwortet er nicht. Jede Nacht schlafe er hier, sozusagen ein Stammgast. Die Mitarbeitenden seien sehr angenehm, aber manchmal gehe es auch hektisch zu und her. Dass es heute ruhiger sei als gewöhnlich, bestätigt auch Chiara, eine der beiden Sozialpädagoginnen, die an jenem Freitag Nachtschicht im Gassenlokal haben. Zwischen neun Uhr abends und sechs Uhr morgens erhalten Besucher*innen im Pace stets eine warme Mahlzeit und Getränke sowie einen Ort, an dem sie sich vor der Kälte schützen und zur Ruhe kommen können.

Eine Viertelstunde vor Türöffnung beginnt sich vor dem Eingang zum Pace eine Schlange zu bilden. Da sich in letzter Zeit manche Nachbar*innen am Geräuschpegel von Frühankömmlingen störten, wird der Einlass während der ersten zwei Stunden seit zwei Wochen durch einen Sicherheitsangestellten unterstützt. Seither habe sich die Lage wieder beruhigt; grundsätzlich sei das Quartier aber tolerant und flexibel. Die Zusammenarbeit mit Sicherheitspersonal wie der Organisation Sicherheit, Intervention und Prävention (SIP) oder der Polizei habe laut Stocker aber auch einen anderen Zweck: eine Signalwirkung, damit sich die Besuchenden an die Regeln halten. Gute Beziehungen zu den Behörden seien aber auch im Hinblick auf die nächtliche Weiterverweisung vulnerabler Personen an Anlaufstellen durch Kältepatrouillen der SIP oder des Sozialwerks Pfarrer Sieber sowie bei Notfällen wichtig. Bereits 15 Personen warten vor dem Eingang auf einen Platz.

Während sich einige einen Schlafplatz sichern wollen, sind andere für die warme Suppe oder für die Gesellschaft gekommen. Die Angebote des Vereins richten sich an obdachlose oder isolierte Menschen, die von städtischen Institutionen nicht erreicht werden. Für den «Pfuusbus» des Sozialwerks Pfarrer Sieber etwa braucht man einen geregelten Aufenthaltsstatus. Im «Iglu» ist das zwar keine Bedingung, dafür kann dieses pro Winter

nur für 14 Nächte besucht werden. Auch städtische Hilfsangebote sind für Menschen mit Meldeadresse in Zürich vorgesehen, Auswärtige bleiben davon meist ausgeschlossen – ausser in Notsituationen wie bei fehlender Ausrüstung wie Schlafsäcken und Kleidung, extremen Kälteperioden oder bei Selbstgefährdungspotenzial. Stocker hat Verständnis dafür, dass die Stadt nicht allen Menschen mittels Steuersubstrat eine Lösung bieten kann. «Umso wichtiger sind Anlaufstellen, bei denen es egal ist, woher man kommt. Immerhin befinden sich diese Menschen in den Strassen der Stadt und sind meist in Zürich verankert», sagt er.

Wie viele private Anlaufstellen ist auch der franziskanische Gassenarbeitsverein aus einer christlichen Institution entstanden. «Der franziskanische Grundgedanke ist schön und daran halten wir uns auch: Wir geben den Menschen immer wieder eine Chance», sagt er. Bei den Gottesdiensten, die der ehemalige franziskanische Mönch und Gründer des «Haus Zueflucht» Beno Kehl an zwei Freitagen im Monat abhalte, handle es sich aber nur um ein Zusatzangebot. Eines ist Stocker besonders wichtig: «Hilfe bieten wir nie im Gegenzug für Religion an. Religion, Herkunft, Nationalität oder sexuelle Orientierung spielen keine Rolle – weder bei unseren Klient*innen noch bei unserem Personal. Der Mensch zählt.»

Schlafen nur im Sitzen

Die Bezeichnung «Randständige» verwendet Stocker nur ungern: «Wer bestimmt in einer Gesellschaft denn, wer randständig ist und wer die Mitte bildet?» Bei ihnen spreche man lieber von Menschen in spektakulären Lebenssituationen – das treffe nämlich auf alle Klient*innen zu. Zutritt erhalten die Wartenden per Zufallsprinzip: Die Sozialpädagoginnen ziehen aus einer Wollmütze jeweils eine Zettel mit einer Nummer zwischen 1 und 30 und verteilen diese in der Kolonne. Der Reihe nach wird eine Zahl aufgerufen, die einem Eintritt gewährt, um potenziellen Konflikten unter den Besucher*innen vorzubeugen. Kaum an einem Platz angekommen, greifen die meisten zu Kissen und Decken, um sich für die Nacht

einzurichten. Schlafen könne man im Pace am Tisch, nur hinlegen dürfe man sich aus Platz- und Sicherheitsgründen nicht – eine der wichtigsten Regeln im Gassencafé. Vor vier Jahren begann das Café Zueflucht – Pace mit ihrem Nachtdienst. Da die Besuchendenzahlen seit der Corona-Pandemie stadtweit zugenommen haben, verstärkte die Stadt Zürich Anfang November ihre Zusammenarbeit mit privaten Anbietern wie den Gassencafés Zueflucht – Pace und Yucca. Stocker spricht von einer Zunahme von 50 Prozent, wobei in den ersten 37 Nächten rund 1500 Einzelbesuche verzeichnet wurden. Jeden Abend weisen sie acht bis zehn Personen ab. Dabei achten die Sozialpädagog*innen jeweils auf die individuelle Situation von Besuchenden.

«Menschen, die vor allem wegen der sozialen Interaktion gekommen sind und sonst irgendwo angebunden wären, bitten wir dann, Platz zu machen», sagt Stocker. Neben dem Gassenlokal an der Magnusstrasse 20 betreibt der Verein auch das «Haus Zueflucht» im Kreis 5, das über 22 Wohnplätze verfügt, sowie eine Aussenwohngruppe in Zürich-Leimbach.

Psychische Erkrankungen nehmen zu

Grundsätzlich ist das betreute Wohnen suchtakzeptierend. Insofern dürfen Bewohner*innen in ihren Zimmern konsumieren, nicht aber im Rest des Hauses oder in öffentlichen Räumen. Zudem unterstützt und berät das Team bei der Suche von Voll- oder Teilzeitstellen und führt Arbeitsintegrationsprojekte. Besonders bei der Bewirtschaftung der hauseigenen Imkerei setzen sie immer wieder auf die Unterstützung der Bewohner*innen. Im Bereich des betreuten Wohnens läuft die Kostengutsprache über wirtschaftliche Sozialhilfe oder Ergänzungsleistungen aus der IV- oder AHV-Rente.

Stocker sagt: «Ist die Kostenträgerschaft geklärt, schauen wir uns die Zusammensetzung der Klient*innen an. Dabei achten wir auch darauf, nicht mehrere Leute mit denselben Suchtmustern aufzunehmen.» Dass die Nachfrage nach Angeboten für wohnungs- und obdachlose Personen gestiegen ist, stellt auch Walter von Arburg, Kommunikationsbeauf-



tragter des Sozialwerks Pfarrer Sieber fest. Die Auslastung habe seit der Corona-Pandemie insgesamt zugenommen; sowohl bei niederschwelligen Angeboten wie der Gassenlokale als auch in höherschwelligen Bereichen wie der Wohnintegration. Kausalitäten liessen sich laut von Arburg nicht von den Zahlen ableiten. Zu beobachten sei aber, dass in allen Einrichtungen zunehmend psychisch erkrankte Personen seien.

Es kann jede*n treffen

Die Ursache dafür sieht von Arburg nicht direkt in der Pandemie, sondern eher an den Entwicklungen in der Medizin. Im Vergleich zu früher behandle man heute vermehrt ambulant. Für Menschen mit einem starken sozialen Umfeld funktioniere das. Personen ohne soziale Unterstützung haben es nach dem Austritt aus einer Klinik oder während einer ambulanten Betreuung hingegen schwer: «Wenn sich niemand um dein Wohlbefinden sorgt, sich danach erkundigt oder dich daran erinnert, deine Medikamente regelmässig zu nehmen, gerätst du schnell in eine Abwärtsspirale. Heutzutage sind Obdachlose häufig psychisch krank.»

Nach wie vor weit verbreitet ist das Vorurteil, obdachlose Menschen seien selbst schuld an ihrer Situation. Auch wenn die Vorbehalte ärgerlich seien, stört sich von Arburg mehr am Tonfall, mit dem diese geäussert werden. Das Klientel sei erstaunlich vielfältig. «Viele denken, dass primär sozioökonomisch schwache Personen ohne Ausbildung oder finanzielle Ressourcen in der Obdachlosigkeit landen.

Dabei haben wir Menschen, die früher in Banken gearbeitet haben, Akademiker*innen und Zahnärzt*innen. In der Schweiz ist das grosse Thema vor allem Vereinsamung», sagt von Arburg. Soziale Faktoren seien entscheidend. Wer allein sei und nicht wisse, was mit dem

«Der Sprung von der Strasse in den unbetreuten Wohnungsmarkt ist praktisch unmöglich.»

Walter von Arburg, Kommunikationsbeauftragter bei Pfarrer Sieber

Leben anzufangen, versuche, je nachdem, diesen Umstand mit Alkohol oder Drogen zumindest ein Stück weit erträglich zu machen. Abhängigkeit und Obdachlosigkeit treten hierzulande daher häufig miteinander in Erscheinung. Projekte wie die Wohnintegration bei Pfarrer Sieber holen Menschen von der Strasse in betreute Wohnformen, um sie zu stabilisieren, in einem nächsten Schritt wohnfähig zu machen und dann zu reintegrieren. Das sei laut von Arburg jedoch der Idealfall: «Man kommt zu seinem Recht, vorausgesetzt man ist geduldig und gewissermassen zuverlässig. Für Randständige ist das aber schon ein Killerkriterium. Wer abhängig ist, trinkt dann vielleicht Wein und vergisst den Termin beim Sozialamt. Die meisten haben ihre Unterlagen auch nicht an einem Ort geordnet aufbewahrt.»

«Der Sprung von der Strasse in den unbetreuten Wohnungsmarkt ist praktisch unmöglich. Vermieter haben ausreichend Auswahl, da entscheidet man sich kaum für Sozialhilfebezüger, die Probleme wie Schulden, Sucht und Betreibungs- oder Strafregistereinträge vorweisen», sagt von Arburg. Gleichzeitig gestalte sich allein die Organisation einer Anschlusslösung als schwierig: «In der Stadt Zürich gibt es viele, gut verknüpfte Angebote. Doch wegen der vielen Auflagen handelt es sich mittlerweile um einen bürokratischen Hürdenlauf.»

Gerade wegen der hohen Auslastung bei Kältewellen ist es wichtig, dass Lokale wie das Zueflucht – Pace nicht nur wie ursprünglich an vier, sondern neu auch an sechs Abenden die Woche zugänglich sind. Finanziert wird das Nachtcafé grundsätzlich durch Spenden an den Verein. Mittels eines Beitrags des Sozialdepartements beteiligt sich seit 2025 auch die Stadt Zürich am Nachtangebot des Lokals. Im Zuge eines Pilotprojekts, das von 2025 bis 2028 läuft, erhöht die Stadt über die Wintermonate auch die Kapazitäten des «Frauenstocks» der städtischen Notschlafstelle.

Beziehungen als Konstante

Um die Schwierigkeit, Obdachlose gesellschaftlich wieder einzugliedern, zu beheben, brauche es laut von Arburg politische Lösungen. Wohnpolitik sei komplex und da Neuwohnbauten immer teurer sind, müsse man sich mit der Frage beschäftigen, wie viel vergünstigten Wohnraum eine Stadt für jene bieten könne, deren Lage aussichtslos ist. Dass

die Kriterien für Nutzer*innen tief gehalten werden, sei entscheidend: «Das Nachtlokal haben wir eröffnet, um Menschen in Not einen sicheren Raum während der Nacht anzubieten. Was für uns niederschwellig ist, kann für Menschen, die auf der Strasse leben, einen hohen Eigenaufwand bedeuten. Das ist uns meist gar nicht bewusst», sagt Stocker.

Aus diesem Grund werde im Pace auch kein Ausweis verlangt. Lediglich einen Vornamen brauchen die Sozialpädagog*innen – gewisse Personen nennen in einer Woche auch mal drei verschiedene. «Dass wir zu unseren Klient*innen eine persönliche Beziehung aufbauen können, ist wichtig. Vor allem für Menschen, die kein stabiles Umfeld haben. So können wir ihnen ein Stück weit Normalität bieten, die ihnen sonst fehlt», sagt Chiara. Auch Stocker bestätigt, wie zentral der soziale Austausch und Gemeinschaft seien. Die Leute auf der Strasse würden sich kennen; es gebe Verbindungen und Freundschaften, diese seien aber nicht sehr belastbar. Deutlich werde das, wenn es um grundlegende Dinge wie Essen oder einen warmen Platz im Nachtlokal geht.

Es ist kurz nach zehn. Während sich die Quartierstrassen langsam zu füllen beginnen und von der Langstrasse her die ersten dumpfen Bässe aus den abgedunkelten Schaufenstern der unzähligen Bars und Clubs dringen, haben die ersten Besucher*innen ihre Köpfe auf die Tische gelegt. Der grosse Andrang ist vorbei und alle Plätze besetzt. Vor dem Lokal stehen ein paar der Besuchenden; bei Eistee und Zigaretten unterhalten sie sich leise.



Kissen und Decken liegen im «Zueflucht – Pace» für die bald eintreffenden Besucher*innen bereit.

Der Student ohne Zuhause

Wenn sich das Leben nur noch in der Öffentlichkeit abspielt und der Rückzugsort geliehen ist. Julian* erzählt von einem Sommer, in dem ein Keller seine Bleibe war.

Debora Baumann (Text und Foto)

Durch das winzige Fenster des Kellers blickte man raus in den heissen Sommer. Unter der Erde war es für Julian* aber angenehm kalt. Er sass im Pyjama auf einer Matratze, die direkt auf dem nackten Boden lag. In der Hand hielt er seine Zahnbürste wie ein Relikt aus einem Leben, das vor kurzem noch normal war. Er lauschte und wartete, bis die Schritte im Waschraum verhallten und die Person endlich weg war. Er wollte nur ans Waschbecken, sich die Zähne putzen, aber niemand sollte ihn so sehen.

Nicht so im Pyjama zwischen Skischuhen und Winterreifen. Nicht so ohne zuhause. Seit er aus seiner Wohnung raus musste, fühlte sich Julian für einen ganzen Sommer lang wie ein Geist. Er schwebte in einem unbestimmten Zwischenstadium und wusste nicht, wohin mit sich. Möglichst unsichtbar wollte der damals 20-Jährige sich und seine Situation machen und konnte nur mit wenigen Personen über seine Obdachlosigkeit reden. Inmitten von Examensstress und Abgabedruck seines Jurastudiums war es schlicht unmöglich, im Zürcher Wohnungschaos etwas zu finden, das sein schmales Budget nicht sprengte. Anfang Juni 2024 hatte er noch ein festes Dach über dem Kopf. Ende Juni stand er auf der Strasse. Ein Obdachloser mit Gesetzestexten im Rucksack.

Leben in der Öffentlichkeit

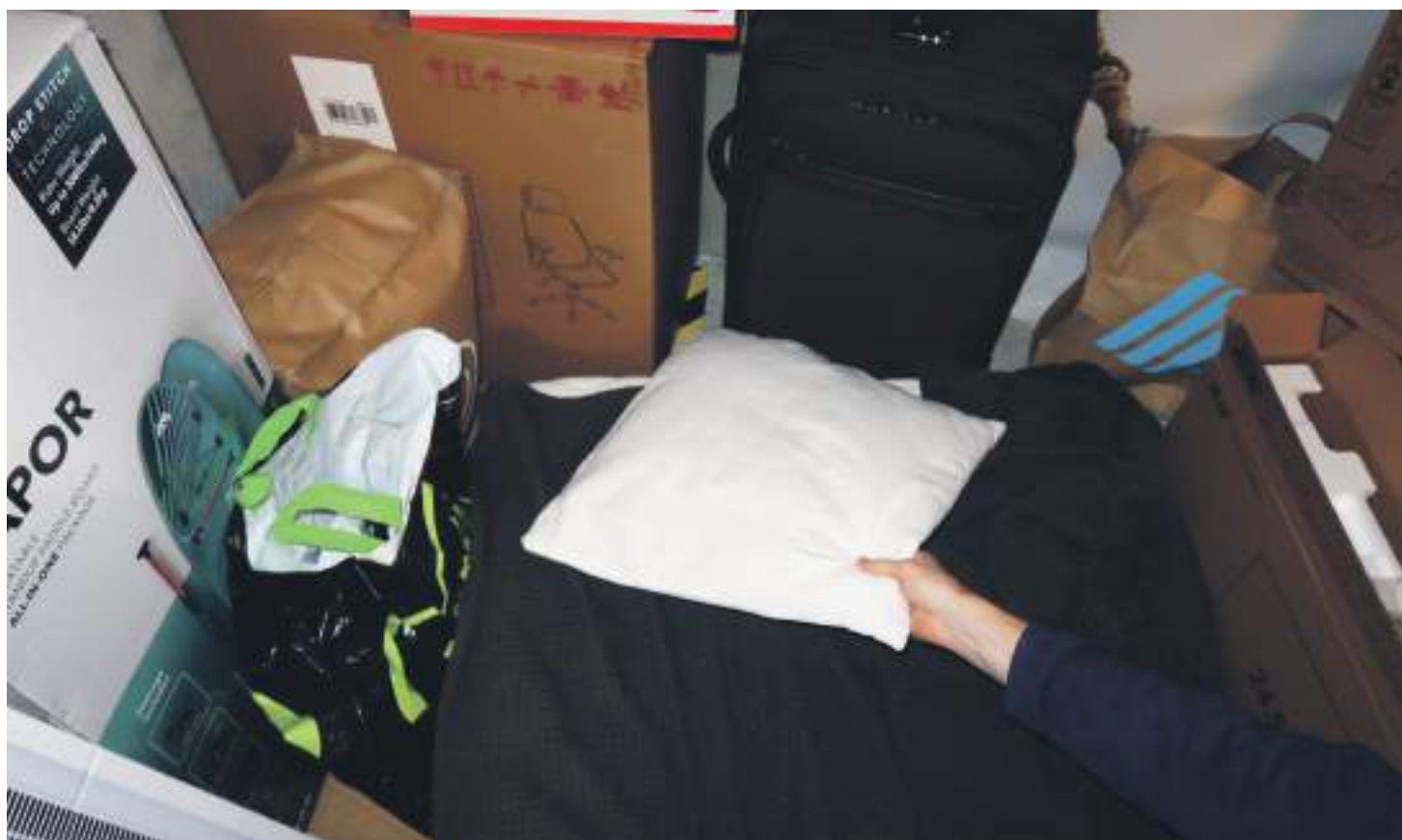
Zu den Eltern zurückzuziehen, war für Julian nicht möglich. 2024 war das Jahr seines Coming Outs. Seine Mutter konnte nicht akzeptieren, dass er schwul ist: Es kam zum Streit und einem unvermeidbaren Zerfall der Beziehung mit seiner Familie. «Es ist für alle besser, wenn ich ihnen fern bleibe», sagt Julian nüchtern. Er hatte keine familiäre Stütze mehr und, was fast noch schwerer wiegt, seinen Rückzugsort verloren. Das Privileg, nach einem langen Arbeitstag die Tür hinter sich zu zuziehen, sich auf das eigene Bett zu setzen und einfach nur durchzuatmen, existierte für ihn nicht mehr. Jeder Moment seines Alltags war öffentlich oder geliehen.

Das Geld reichte nur für Sandwiches aus der Migros oder dem Coop und er verbrachte die Tage in der öffentlichen Bibliothek. Die Bibliothekar*innen kannten ihn mittlerweile. Dort machte er es sich gemütlich, sah sich Filme auf dem Laptop an oder daddelte auf dem Handy, auf der Suche nach einer neuen Bleibe. Aber so sehr er auch suchte, er fand keine. Die Wohnungsnot in Zürich, gekoppelt mit seinen eingeschränkten finanziellen Möglichkeiten, machte es ihm besonders schwer. Sein Jurastudium erlaubte es ihm zu diesem Zeitpunkt nicht, mehr als 20 Prozent zu arbeiten. Damit konnte er sich nichts auf die Schnelle leisten und etwas Längerfristiges zu finden, wurde zur Herausforderung.

Eine Kollegin in seiner Heimatstadt bot ihm den Keller ihres Elternhauses an. In Zürich selbst traute er sich nicht, jemanden zu fragen – geschweige denn, etwas anzunehmen. Die Scham überwog. Fast den ganzen Sommer verbrachte er also dort unter der Erde. Wenn die Familie der Kollegin wach war, durfte er in die Wohnung und die Toilette benutzen. Schliefen sie, war der Weg

nach oben versperrt. Dann wartete er bis zum Morgengrauen. Fürs schnelle Zähneputzen konnte er ans Waschbecken des Waschraums nebenan. Obwohl die Eltern der Kollegin warmherzig waren und ihn auch zum Essen einluden, fühlte er sich unwohl. Während sie ihm Essen und Hilfe auf den Teller luden, wuchs in seinem Kopf mit jedem Bissen seine Schuld ihnen gegenüber. Er schämte sich für seine Bedürftigkeit. Rückblickend weiss er, dass das nicht hätte sein sollen. «Es ist okay, Hilfe anzunehmen», sagt er, wenn auch mehr zu sich selbst. Er wollte nicht bemitleidet werden, wollte nicht, dass die Leu-

mories. Da ist der kalte Keller, da die warme Bibliothek und da die Matratze auf dem Boden; die Bilder sind mit sommerlichen Beats unterlegt. Eine Zeit, auf die er nur ungern zurückblickt. Jedenfalls momentan nicht. Ganz verarbeitet hat er diesen Sommer und die Erfahrung nämlich nicht; er hat sie für den Moment tief in seinen Erinnerungen vergraben. Die Erinnerung an sein Leben in wenigen Taschen und an das Gefühl, dass er aus seinem Loch in der Erde nicht mehr rauskommen könnte. Doch die Wende kam schliesslich Mitte September, pünktlich zum Semesterstart. Wie so oft in Zürich, ent-



Julian* lebte einen Sommer lang im Keller – auf einer Matratze auf dem Boden inmitten von Kartons und Skis (Symbolbild).

te ihn mit anderen Augen sehen: «Jeder hatte das Bedürfnis, mir einen Rettungsring zuwerfen zu wollen, nur weil man mich im Wasser sah». Als er von der Obdachlosigkeit erzählte, kamen nämlich Angebote für Betten und Links zu Wohnungsinseraten. Er wünscht sich nun zwar, dass er damals mehr Hilfe akzeptiert hätte, doch gleichzeitig schreckte ihn das ständige Anbieten von gut gemeinten Tipps ab und er zog sich von den Personen zurück. Dieses Paradoxon beschäftigt ihn noch heute.

Ein politisches Versagen

Für Julian fühlte sich das oft so an, als wolle man ein riesiges, strukturelles Problem der Stadt Zürich nicht anerkennen und auf ihn als einzelne Person abwälzen wollen. Als sei es irgendwie seine Schuld, dass er nichts finden konnte. «Es ist ein politisches Versagen», sagt er. Dass solche Situationen als individuell beschämend wahrgenommen werden, sei noch immer Teil des Problems. Er will es noch nicht verarbeiten. Auf seinem Handy ploppt eine Benachrichtigung auf. Eine automatisch erstellte Diashow aus Snapchat-Me-

scheidet nicht das Budget, sondern der Zufall. Auf einer Feier hörte er von einem freien Zimmer im Kreis 4. Jemand kannte jemanden, und plötzlich hatte der Fiebertraum ein Ende. Von einem Moment auf den anderen hatte Julian wieder einen eigenen Raum, fast so schnell, wie er ihn verloren hatte. Er lernte Dinge wertzuschätzen, die er nicht hatte und nun hat: ein Fenster, ein eigenes Zimmer, ein eigenes Bett. Sein jetziger Mitbewohner war der Erste, der ihm einfach nur zuhörte, ohne sofort eine Lösung oder Mitleid griffbereit zu haben: «Als ich ihm vom winzigen Fenster im Keller erzählte, meinte er geschockt, worauf ich warten würde. Ich soll unser Fenster umarmen.» Lächelnd denkt Julian an diesen bittersüssen Moment zurück. Sein Mitbewohner erkannte seine Geschichte an und das war alles, was er brauchte. Er will kein Mitleid, er will nicht anders gesehen werden. Er will bloss Sichtbarkeit für ein Problem, das mehr Leute betrifft und betreffen kann, als man denkt.

*Name von der Redaktion geändert.

Senf der Redaktion



Kumar / Rewind

Zeitkapsel – 2016 ist im Internet gerade allgegenwärtig. Als meine beste Freundin und ich am 1. Januar an unseren Laptops sassen und um eine produktive Prüfungsvorbereitung bangten, kam uns dieser Rückblickswahn zu nutzen. Zwischen den Beats ihrer Lernplaylist und der Neujahresruhe landete ich plötzlich bei meiner zehn Jahre alten K-Pop-Sammlung auf YouTube. Und seither ist sie wieder da: Die Energie, die Unbeschwertheit, die Texte, die man noch heute auswendig mitmurmelt. BIGBANGs «Fantastic Baby» motiviert nämlich mehr als jede To-Do-Liste.

Alte Playlists hören, Nostalgietrip garantiert



Gigerl / Old Music Friday

Throwback – Ich sitze in meiner Genre-Nische oft ratlos vor den ewig gleichen personalisierten Playlists und frage mich, warum das neue Album Mal wieder nicht so gut ist wie sein Vorgänger – bis jetzt. Darf ich vorstellen: mein Retter, Owen Cutts «Old Music Friday». Der Musikproduzent präsentiert jeden Freitag ein altes Meisterwerk mit so viel Begeisterung, Weirness und Wissen, dass ich ihn sofort gegen hundert neue Pop-Pilze tauschen würde.

Old Music Friday, jeden Freitag gratis bei @owencutts auf Insta



Schneider / Schläfst du schon?

Reingelegt – Wenn ich um vier Uhr morgens ins Bett gehe und bereits weiss, dass mir nur noch wenige Stunden bleiben, will ich sofort einschlafen. Lassen mich meine Gedanken jedoch nicht in Ruhe, muss ich einfach so tun, als würde ich bereits schlafen: Hinter geschlossenen Lidern bewege ich meine Augen regelmässig von rechts nach links. So befinde ich mich direkt in der REM-Phase, in der Gedanken automatisch sortiert werden.

Öfters Augenrollen



Reisinger / Merci!

Snif – Ich werde so vieles vermissen: Gemeinsam auf dem Balkon zu rauchen, uns gegenseitig ehrliches Feedback geben, im übermüdeten Zustand urkomische Titel erfinden – und ja, sogar die Momente kurz vor Druckschluss, in denen wir merken, dass wir mit einer Seite Werbung zu viel gerechnet haben. Vielleicht hilft es manchmal, ans Ende zu denken, um die kleinen Dinge mehr zu schätzen. Kalendersprüche mögen kitschig klingen und wie Floskeln oder Plattitüden wirken – manchmal enthalten sie mehr Wahrheit, als man ihnen zugestehen will. In diesem Sinne:

Carpe Diem – Leicht gesagt und schwer gelebt



Jost / Ab in die Küche

Misch-masch – Man öffne den Kühlschrank, nehme alles was noch da ist, schipple und schnitze dies, gebe alles in einen Topf, verzaubere das Gefüge mit einer Sauce und schon ist da eine leckere Franken-Pampe, wie sie von einigen Freund*innen gerne betitelt wird. Was dir der Yuppie-Schuppen um die Ecke für 28.50 CHF als «Bowl» verkauft, kannst du auch selber – sogar ohne die Verwendung von Anglizismen.

Mal wieder den Kühlschrank öffnen



Dridi / Morgenmusik

Aufstehen! – Letztens wurde ich von Hermanos Gutierrez geweckt, also nicht von den Brüdern persönlich, sondern von ihren Gitarrenklängen. Ich war perplex, wie friedlich der Übergang von Schlaf zu Wachsein sein kann. Es war nicht mein eigener Wecker, denn bis dahin glaubte ich, man könne so etwas Brutales wie Aufstehen nicht romantisieren – das wäre delulu (übrigens mein Spitzname für Lucie, machs gut!). Doch dank den Brudis merkte ich: Ein schöner Start in den Tag ist nicht zu schön, um wahr zu sein. Vom Lieblingssong würde ich trotzdem die Finger lassen. Das wäre wie mit dem besten Freund zusammenzuziehen – eine riskante Angelegenheit.

Unter «Alarmton» bei Uhr-App



Robert / Erbschaft initiieren

Schnäppchen – Seit ich meine Jogging- und Spazierroute Richtung Zollikon erweitert habe, stosse ich auf Schätze. Ein viel zu stylisches Schuhregal heimst in meiner Wohnung nun die meisten Komplimente ein. Einsam stand es am Strassenrand und wartete auf sein neues Zuhause. Du brauchst nur deine Augen offen zu halten, gutes Putzmittel und ein*e Mitbewohner*in auf Stand-by, falls es was zu schleppen gibt.

Im Bonzenviertel Möbel mitgehen lassen, auf diese Art legal



Astner / Schicksal, leite mich!

Flip it – Die Tage werden häufiger, an denen mich Ratio und Emotio im Stich lassen und ich meiner Unschlüssigkeit komplett ausgeliefert bin. Woher das Ur-, wenn auf die Entscheidung kein Vor- oder Nachteil folgt? Bleiben sogar d'Bölle ungeschellt und d'Chatz in Züri, bewahrt mich nur noch ein alter Taschenbodenbewohner vor dem Rand der Verzweiflung. Kopf oder Zahl?

Funktioniert in jeder Währung passt in jede Tasche



Grüter / Bremsen verboten

Entgleiten – Frau Holles Nachsicht oder doch menschengemachtes Jahreszeitenchaos? Was auch immer der Grund sein mag für die Schneeknappheit in vielen Schweizer Ski-gebieten, Freude macht sich bei derart dünner Bodenbedeckung nur schwer breit. Doch statt den Kopf ins eisige Weiss stecken zu wollen, soll dies eine Anregung sein, alte Wege neu zu beschreiten. Kalkulierter Kontrollverlust auf zwei Kufen oder einem überdimensionalen Plastikteller gefällig?

Schlitteln, garantiert günstiger als Skifahren



Baumann / Schutz vor Dieb*innen

Datenschutz – Packt eure Namen und Mail-Adressen auf eure Sperrbildschirme oder klebt sie irgendwo auf eure Geräte. Vertraut mir. Mir wurde mein Laptop geklaut und nur deswegen habe ich ihn wieder. Macht es jetzt am besten gleich – und dankt mir später.

Kein neuer Laptop: 1000 Franken gespart





Lucie Reisinger (Text und Bild)

Irgendwann, als wir um die zwanzig Jahre alt waren, fingen wir an, über «früher» und «damals» zu reden. Ich erschrak. Es war, als hätte ein Viertelf Jahrhundert verstreichen müssen, bevor ein Zurückblicken auf Kindheit und Jugend überhaupt möglich war. Wir hatten eine kleine Epoche miterlebt: Stimmen waren aus dem Radio verschwunden, Läden existierten nicht mehr und andere Produkte standen in den Regalen. Ich schaute wie durch ein Fenster in die Vergangenheit. Dahinter lag zum ersten Mal ein Lebensabschnitt. Vielleicht verschwindet die Kindheit genau in dem Moment, in dem man anfängt, von ihr zu sprechen.

Wer schiesst, zählt nicht

Der Einsatz von Gummischrot der Schweizer Polizei führt zu gefährlichen Augenverletzungen. Während Expert*innen ein Verbot fordern, bleibt die Politik untätig.

Gian Luca Zumbühl (Text) und Adam Burri (Illustration)

Am 11. Oktober klettern Polizist*innen über Absperrungen in Bern und schiessen mit Gummischrot auf palästinensische Protestierende. Die Geschosse treffen dabei auf eine unübersichtliche Menschenmenge. Zielen bringt wenig, bei einer Schussdistanz von zwanzig Metern beträgt die Streuung mehrere Meter, Verletzungen von friedlichen Personen sind unausweichlich.

Mehr Betroffene als erwartet

Dabei handelt es sich nicht um einen Einzelfall. Gummischrot gehört zum Repertoire der meisten Polizeikörper in der Schweiz. Er wird bei Demonstrationen, Unruhen oder bei Ausschreitungen rund um Fussballspiele eingesetzt.

Der Einsatz ist schweizweit nicht einheitlich geregelt. In vielen Kantonen obliegt es der entsprechenden lokalen Polizeibehörde, über den Einsatz zu verfügen. Eine öffentlich zugängliche Statistik zum Besitz und Einsatz solcher Waffen fehlt. Trotz wiederholter Berichte

von schweren Augenverletzungen, war lange nicht bekannt, wie viele durch Gummigeschosse verursacht wurden. Einen neuen Überblick liefert eine systematische Analyse der Augenärztin Anna Fierz, die für ein Verbot von Gummischroteinsätzen plädiert.

Ihrer Recherche nach sind seit 1980 mindestens 36 Fälle dokumentiert. Sie basiert auf öffentlich zugänglichen Quellen, die über Jahre umständlich zusammengetragen wurden, weil Daten von Behörden fehlen. Die Dunkelziffer dürfte deshalb höher liegen. Die Schweizerische Akademie für Augenheilkunde kritisiert dies und fordert eine polizeiliche Meldepflicht für Augenverletzungen durch Gummigeschosse. Zudem gibt es wenig Anreize, Verletzungen zu melden, da die Betroffenen bei einer Meldung selbst strafrechtlich verfolgt werden können. Laut dem Verband Demokratische Juristinnen und Juristen Bern (djb) seien Fälle bekannt, bei denen Angehörige der Polizei gezielt die Not-

aufnahme eines Spitals aufgesucht hätten. Mit dem Vorwand, die Situation verbessern zu wollen, vernahm sie verletzte Personen ein, um im Nachgang Anzeigen zu erstatten. Die Schweiz ist eines von wenigen Ländern in Europa, das Gummischrot einsetzt und steht seit einigen Jahren in der Kritik. Beat Gerber, Mediensprecher von Amnesty International Schweiz, sagt dazu: «Mehrfachgeschosse, die durch ihre Breitenwirkung ein grosses Verletzungsrisiko bergen und auch Unbeteiligte treffen können, sollen grundsätzlich verboten werden».

Unabhängige müssen aufklären

In der Politik aber scheint der Wille für ein Verbot zu fehlen. «Auf Seiten der Polizei wird häufig das Argument der fehlenden personellen Ressourcen vorgebracht. Bei einem Wegfall des Mittels «Gummischrot» müsste die Polizei mehr auf Nahkampfsituationen setzen, die personalintensiver sind und mehr Verletzungen verursachen würden»,

sagt der Verband Demokratische Juristinnen und Juristen Bern. Solange Gummigeschosse weiterhin verwendet werden, stellt sich die Frage, ob es die Aufgabe von Einzelpersonen oder nichtstaatlichen Organisationen ist, Informationen über Einsatz und Verletzungen zu finden.



SLEEP THEORY

SPECIAL GUEST: THE PRETTY WILD
26.02.26 | DYNAMO ZÜRICH



AIRBOURNE

SPECIAL GUEST: ASOMVEL
13.03.26 | HALLE 622 ZÜRICH



KREATOR

SPECIAL GUESTS: CARCASS, EXODUS
& NAILS
01.04.26 | HALLE 622 ZÜRICH

MORE SHOWS & TICKETS VIA GOODNEWS.CH

Sie wollen in den Gemeinderat

Die Studentinnen Lara Tabbert von der GLP und Linda Kälin von der SP kandidieren für den Zürcher Gemeinderat. Sie berichten von ihren politischen Zielen und ihren Erfahrungen als Frauen in der Politik.

Leo Felder (Text und Foto) / Lena Silbermann (Text und Foto)

«Mein Umfeld sagt, ich wolle linker sein, als ich es bin.»

Sonntagnachmittag am Stadelhofen: Die 24-jährige Lara Tabbert steht als Gemeinderatskandidatin an einem Stand der GLP und verteilt Flyer. Sie steht auf Listenplatz 3 ihrer Kreispartei, die bislang nur zwei Sitze hat. Tabbert ist momentan wöchentlich an solchen Veranstaltungen anzutreffen. Das, obwohl sie auch ohne Wahlkampf schon alle Hände voll damit zu tun hätte, ihren Bachelor in Politikwissenschaften und Jura abzuschliessen. Ein Unterfangen, das sich schwierig gestaltet, insbesondere während der Vorbereitung auf den Wahlkampf, denn diese sei sehr aufwendig.

Ordnung statt Idealismus fördern

Ihr Studium sei zwar hilfreich, um die Grundlagen der Schweizer Politik zu kennen, aber ihre wissenschaftlichen Interessen lägen im Ausland. So hat sie beispielsweise eine Arbeit über chinesische Investitionen in afrikanische Energieprojekte geschrieben. Für Tabbert ist klar, wo sie ihre Schwerpunkte setzen würde, um im Gemeinderat einen Unterschied für Studierende zu machen: Wohnen und Mobilität. Ein Drittel der Wohnungen in der Stadt solle gemeinnützig sein, aber man

müsse auch verdichten, etwa indem man höher baut. Ihr Fokus in der Mobilität liegt beim ÖV: «Ich sehe nicht ein, weshalb man in der Stadt als Privatperson ein Auto braucht. Nimm doch ein Mobility!» Deswegen wolle sie unter anderem Parkplätze abbauen. Vieles, was Tabbert sagt, könnte aus dem Mund einer Kandidatin der SP oder Grünen kommen. Der Verdacht kommt nicht von ungefähr: Mit 14 sei sie Juso-Mitglied gewesen und in der Aussenpolitik sei sie nach wie vor grösstenteils auf der Linie der SP. «Aus meinem Umfeld kriege ich oft zu hören, dass ich linker sein wolle, als ich es bin». Dass sie am linken Flügel der GLP steht, bestreitet sie nicht. Aber noch weiter links will sie sich nicht einordnen lassen: Zum einen ist sie wirtschaftsliberal und betont, dass Recht und Ordnung bei ihr hohen Stellenwert haben. Zum anderen tut sie sich mit dem Politikstil abseits der Mitteparteien schwer.

So sei Idealismus zwar cool, aber wenig zielführend. Mit der Zeit habe sie festgestellt, dass es für erfolgreiche Politik Kompromisse brauche. «Man muss die Mitte und den Ausgleich finden.» Es verblüffe sie, wenn Politik*Innen an den

Rändern politisieren, da Inhalte und Meinungsbildung oft komplexer seien, als es von diesen behauptet werde. «Die Wissenschaft legt in vielem nicht nahe, was die Ränder sagen.»

Provokation verhilft zum Erfolg

Aber auch die GLP solle sich mehr trauen, um von ihrem Image als Akademiker*innenpartei loszukommen. Das sei als Mittepartei schwer, aber mit intelligenter Provokation und frecher Rhetorik müsse es möglich sein. Tabbert selbst stammt aus einer akademischen Familie. Aber in deren Geschichte ist das nicht immer so gewesen: Ihr Grossvater väterlicherseits konnte sich aus der bitteren Armut in der Nachkriegszeit, in eine Managementposition hocharbeiten. Ihre Mutter gehöre zur ersten Generation ihrer Familie, die studiert hat. Mit diesem Ideal des Hocharbeitens ist sie aufgewachsen, ebenso wie mit dem Diskutieren der Suche nach dem Mittelweg. «Meine Eltern wollten vermeiden, dass ich verblendet werde». Auch betont sie ihre Herkunft, wenn es um ihre klar proeuropäische Haltung geht: «Die Personenfreizügigkeit liegt in meinen Genen», sagt sie, da sie mit acht Monaten aus Deutschland in die Schweiz ge-



Lara Tabbert kandidiert für die Grünliberalen.

kommen ist, weil ihr Vater hier eine Stelle angeboten wurde. «Es wäre deshalb sehr ironisch, wenn ich euro-pafeindlich wäre.» Gerade aufgrund dieser Haltung hat sie kürzlich auf LinkedIn zum ersten Mal einen Schwall negativer Kommentare erhalten, nachdem die Kompass-Initiative unter einem ihrer Beiträge kommentiert hatte. «Diese old white EU-Gegner richten sich dann auch oft gegen mich als junge Frau, weil ich doch scheinbar dumm sei.» Auf TikTok würden solche Männer teil-

weise sogar sexualisierte Kommentare schreiben. Dort sei ihr das völlig egal. «Und ehrlich gesagt bringt mir das auch Views», sagt Tabbert. Nach etwa 20 Minuten wurden immer noch kaum Flyer verteilt, nur wenige Passanten wohnen nicht in den Kreisen 7 und 8. Die drei Kandidierenden packen zusammen und gehen zum Kreuzplatz, in der Hoffnung, dort mehr Stimmen für ihre Partei gewinnen zu können. Im Idealfall so viele, dass es für Tabberts Einzug ins Zürcher Stadtparlament reicht.

«Es braucht noch viel mehr Schutzräume für queere Personen.»

Wut klingt bei Linda Kälin nach etwas Nützlichem, denn diese Wut war es, die sie vor sechs Jahren das erste Mal in die Politik getrieben hat: «Ich habe gemerkt, ich kann nicht einfach rumsitzen. Ich hatte so eine Wut in mir. Ich wollte auch bei dem ganzen «Happening» mitmachen.» Wut über die Geschehnisse in der Politik hatte sie, jedoch bemerkte Kälin in Gesprächen, dass ihr gewisse Argumente fehlten. Sie wollte mehr dazulernen, und so trat sie der JUSO bei. Sie empfindet es als ein

grosses Privileg, sich politisch engagieren zu können. Kälin ist 28 Jahre alt und studiert im dritten Jahr Politikwissenschaften an der Universität Zürich. Ein Studium, welches für sie eher einen Werkzeugkasten aus Grundlagen und Allgemeinwissen bildet, als eine konkrete Anleitung für die Politik. Spannungen zwischen der politischen Realität und der «Unilogik» kommen nicht selten vor. So fragt sie sich öfters, ob das Vorgetragene an der Uni in der Realität wirklich so sein könnte. «Das uns

gelehrte wissenschaftliche Denken ist manchmal ein bisschen zu einfach dargestellt für meine politische Haltung, man dürfte ruhig ein bisschen aggressiver sein», schmunzelt Linda.

Feministische Perspektive stärken

Gerade als linke Politikerin, merke sie oft, dass die Welt ausserhalb der Modelle der Dozierenden nicht so einfach ist und vieles nicht nur nach Theorie erklärbar sei und funktioniere. Von den Dozierenden wünscht sich Kälin teilweise eine klarere Positionierung. Besonders die vielen unterschiedlichen Sichtweisen und Meinungen ihrer Mitstudierenden bewegten Kälin, viel zu hinterfragen und zu reflektieren. «Sie haben mich zu einer besseren Person gemacht!» sagt sie lächelnd.

Aufgewachsen ist Kälin an der Zürcher Goldküste, zwischen vielen reichen Menschen und einer rechten Politik, was sie sehr geprägt hat. Die politische Grundeinstellung folge dort dem Motto: Jede Person ist für sich allein verantwortlich. Dies entspricht überhaupt nicht Kälins Werthaltung. Mit ihrem Umzug in die Stadt Zürich trifft sie auf grosse Armut und bezahlbaren Wohnraum als Ausnahme. Unter anderem deshalb

kandidiert Linda Kälin bei den anstehenden Gemeinderatswahlen für die Kreise 4 und 5. Kälins Schwerpunkt verbindet Sozialpolitik mit Feminismus und beinhaltet Themen wie Care-Arbeit weiblicher Personen, häusliche Gewalt und eine frauenfreundliche Stadtplanung. Dazu kommen auch queere Anliegen: allen voran die Sichtbarkeit, Prävention und Aufklärungsarbeit an Schulen. In ihrer Arbeit im Regenbogenhaus, das im Herzen Zürichs liegt und ein offener Ort für queere Menschen ist, begegnet sie Menschen mit schweren Geschichten. «Es braucht noch viel mehr Schutzräume für queere Personen» so Kälin. Auch im Bezug auf das Klima sieht sie noch viel Potenzial: «Es grüens Züri» mit mehr Velowegen und weniger Parkplätzen ist ihr Ziel.

Dem Hass standhalten

Als junge Frau erlebt sie die Politik auf zwei Arten. Einerseits steht eine ganze Partei hinter ihr, die sie unterstützt und ihr den Zugang zur Politik erleichtert. Die SP fördere junge Leute, vor allem junge Frauen. Das merke man, vor allem wenn man sich andere Gemeinderatslisten ansieht. «Als ich das erste Mal im Gemeinde-

rat war, sah ich, welche Parteien Frauen wirklich unterstützen und welche nicht» sagt Kälin. Andererseits bekommt sie auch Gegenwind zu spüren. Ob im echten Leben, am Familientisch oder online. Vorurteile gegenüber ihrem politischen Aktivismus sind nicht selten. «Geh zurück in die Küche» oder «die hat ja noch nie gearbeitet», wird unter ihren Bildern kommentiert. Kälin kontert sachlich; sie habe eine Lehre gemacht und arbeite, seit sie 16 Jahre alt ist. Sie ist sich sicher, dass ein junger Mann solche Kommentare nicht erhalten würde.

Dennoch gibt sie zu: «Es ist menschlich, dass so ein Kommentar auch mal schmerzt, aber es kommt darauf an, auf dem eigenen Standpunkt zu beharren.» Politik brauche viel Energie und Zeit, da wäre es teilweise schwierig abzuschalten. «Hässig si» könne einen dabei enorm pushen, jedoch könne es auch sehr erschöpfend sein. Oft höre sie von anderen, «Uii krass, ich könnte das nie!» Das sporne sie meist noch mehr an. Ausgleich holt sie sich beim Fussball und bei ihren Freund*innen, dort müsse sie dann einfach mal ein bisschen «d Linda si» und nicht die Linda Kälin aus der Politik.



Linda Kälin kandidiert für die Sozialdemokraten.

Brot und Spiele statt Bildung und Gesundheit

Der Afrika-Cup in Marokko sorgte auch neben dem Platz für Kontroversen. Vor allem die marrokanische Gen Z stempelt das Turnier als blosses Prestige-Projekt ab, das von der maroden Infrastruktur ablenken soll.

Lynn Reichel (Text)

Kurz vor Schlusspfiff des Afrika-Cup-Finals der Männer zwischen Senegal und Gastgeber Marokko bricht Chaos aus. Ein marokkanischer Spieler wird im Strafraum gefoult und verlangt einen Penalty. Nachdem sich der Videoschiedsrichter meldet, bekommt er ihn auch. Fassungslosigkeit macht sich auf Seiten Senegals breit. Der Trainer fordert die Spieler auf, sich in die Kabine zurückzuziehen. Im Stadion bricht Unruhe aus. Nach einigen Minuten kommt das Team wieder auf das Feld und lässt den Elfmeter zu. Senegals Torwart bleibt stehen und hält den überheblichen Lupfer ohne Mühe. Senegal gewinnt mit 1:0 dank eines Tors in der Nachspielzeit.

Fussball als Sinnbild

«Chaos-Spiel», hiess es daraufhin in den Zeitungen, denn nicht nur der Elfmeter sorgte für Kontroversen. So entfernten etwa die heimischen Balljungen das Handtuch des senegalesischen Torhüters mehrfach, um ihn am Trocknen des Balls zu hindern. Ein neues Narrativ macht sich breit: Für viele steht das Spiel sinnbildlich für gesellschaftspolitische Probleme rund um das Turnier. Auch schon vor dem Afrika-Cup kritisierten einige Marokkaner*innen das Vorhaben der Regierung. So auch Imad Zoukanni: «Nicht nur das Spiel, sondern auch die Politik um das Turnier bestätigen leider einige Vorurteile gegenüber Afrika – von Korruption, maroder Infrastruktur Chaos auf den Strassen ist die Rede.»

Der 28-jährige Grafikdesigner arbeitet für eine amerikanische Teppichfirma in Marrakesch und meint, die Bevölkerung Marokkos sei wütend auf ihre Regierung sowie auf das nächste Prestigeprojekt: die Weltmeisterschaft 2030. Denn dahinter verdecke die Regierung Missstände der Bevölkerung. Seit Ende letzten Jahres zieht es vor allem die jüngere Generation Marokkos auf die Strassen. Statt teuren Stadien

fordern sie Investitionen in Spitäler und Schulen. «Das Volk will Bildung», rufen die Demonstrierenden, oder «Gesundheit vor Fussball». Die Protestrufe finden bei den Regierenden jedoch nur wenig Gehör.

Zoukanni, der bei den Protesten Ende letzten Jahres dabei war, hat bereits mehrere Interviews gegeben. «Es war das erste Mal, dass ich protestieren gegangen bin», sagt der 28-Jährige. Seit er angefangen hat zu studieren, habe er viele Ungleichheiten in der Gesellschaft wahrgenommen. «Einige Mitstudierende hatten mit begrenzten Chancen zu kämpfen und waren viel Diskriminierung ausgesetzt. Dabei waren marginalisierte Gruppen am stärksten betroffen», sagt er.

Der Entscheid auf die Strasse zu gehen, kam Zoukanni nicht plötzlich: «Er entstand vielmehr aus einem tiefsitzenden Gefühl der Frustration und Verantwortung gegenüber den Menschen in meinem Land.» Auf Veränderungen zu warten sei einfach nicht genug gewesen. Also habe er begonnen, sich über die Missstände zu informieren, mit Betroffenen zu sprechen sowie an friedlichen Demonstrationen teilzunehmen: «Dabei fühlt sich jeder Schritt an, wie die logische Weiterentwicklung von Bewusstsein hin zum Handeln.» Zoukanni weigert sich, wie viele andere junge Menschen in Marokko, den aktuellen Zustand des Staats zu akzeptieren.

Die Proteste entfachten Mitte September letzten Jahres, nachdem in einem staatlichen Krankenhaus in Agadir acht schwangere Frauen nach Kaiserschnitten verstarben, was auf die mangelhafte medizinische Versorgung zurückzuführen war. «Marokko sieht sich derzeit mit wirtschaftlichen Herausforderungen konfrontiert», so der Ökonomie Professor Azzadine Akesbi. Einige davon seien historisch und aus der Klimakrise gewachsen, andere auf das Versagen der Politik zurückzuführen. Vor dem Afrika-

Cup hatte Marokko über acht Jahre lang mit Dürre zu kämpfen. Die Wasserreserven waren nahezu aufgebraucht. Inzwischen regnet es wieder, und die Wasserkammern füllen sich. Dennoch hatte Marokko in den letzten Jahren grosse Schwierigkeiten, wirtschaftlich zu wachsen. Das Land kämpft mit hohen Arbeitslosenquoten, vor allem bei jungen Menschen. Jene beklagen Versäumnisse im Gesundheits- und Bildungssystem: «Es fehlt an staatlichen Dienstleistungen für junge Menschen, generell für die gesamte Bevölkerung.» Ausserdem nimmt Akesbi steigende Defizite in Bezug auf Freiheits- und Menschenrechte wahr. Zoukanni hat das, was Akesbi beschreibt, am eigenen Leib erfahren.

Wirtschaftswachstum bleibt aus

Im November letzten Jahres wollte Zoukanni an einer Demonstration teilnehmen, doch diese wurde noch kurz vorher abgesagt. Er sagt, dass es dem Staat darum gehe, einen guten Eindruck auf Touristen zu machen. «Wir müssen zusammenhalten», heisst es offiziell. Dennoch wurde Zoukanni von Polizisten auf den Strassen Marrakeschs verhaftet. Über mehrere Stunden hinweg wurden Akesbi und sein Freund von der Polizei festgehalten, unter der Androhung von Gewalt, sollten sie dennoch protestieren gehen. Angesichts der vorherrschenden Missstände im Land war es für die Bevölkerung ein Schock, als Marokko ankündigte, den Afrika-Cup sowie die Weltmeisterschaft 2030 auszurichten. Milliarden wurden in den Bau von Infrastruktur investiert. Azzadine Akesbi ist jedoch überzeugt, dass dies dem Land wirtschaftlich nicht

weiterhelfen wird: «Wenn man den Blick auf andere Gastgeber wirft, sieht man keine Indizien für ein wirtschaftliches Wachstum.» Seiner Meinung nach hätte die Regierung stärker mit ihren vorhandenen Ressourcen handeln müssen.

Seit dem Jahreswechsel hat es keine weiteren Demonstrationen gegeben. Wann die nächste stattfinden wird, kann Zoukanni nicht sagen. Er sehe auf den Sozialen Medien viele aktive Menschen, die ihre Meinung teilen: «Ich habe keine Angst davor, dass wir nichts bewirken können.» Bisher reagierte die Regierung mit einer Art Streitgespräch im nationalen Fernsehen. Mehrere Vertreter*innen der Protestbewegung konnten sich dort äussern. Zoukanni sagt, dass viele wichtige Themen angesprochen worden seien, jedoch nicht unbedingt von den Menschen, die mit ihm auf der Strasse protestieren. Die Gäste hätten alle politischen Parteien angehört: «Wir als Bewegung haben keine Partei. Was wir wollen ist Gerechtigkeit, ein funktionierendes Gesundheits- und Bildungssystem, damit nicht immer mehr Menschen auswandern müssen.»



Grafikdesigner Imad Zoukanni an einer Demonstration in Marrakesh. Foto: Nabil Ait Dra

Impressum

ZS Zürcher Studierendenzeitung

Ausgabe 1/2026, 104. Jahrgang
Die ZS erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich sowie Abonnent*innen an der ETH Zürich und anderen Schweizer Hochschulen verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich.

Verlag: Medienverein ZS,
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Geschäftsleitung: Lea Schubarth
lea.schubarth@zsonline.ch

Auflage: 26'458 (WEMF 2026),
26'700 (Druckauflage)

Druck
merkur druck ag
Gaswerkstrasse 56,
4901 Langenthal

Redaktion

Gena Astner [gen], Debora Baumann [deb],
Andri Gigerl, Marc Grüter [mag], Jonas Jost [jjo], Mantra Kumar

Bildredaktion: Mara Schneider [mas]

Redaktionsleitung: Giorgio Dridi,
Lucie Reisinger und Liv Robert

Adresse: Redaktion ZS, Rämistrasse 62,
8001 Zürich **E-Mail:** redaktion@zsonline.ch

Cover und Aufschlag: Mara Schneider

Mitarbeit

Texte: Leo Felder, Tim von Felten,
Anahí Frank, Florin Kohler,
Dominique Lindegger, Konstanze Plica,
Lynn Reichel, Lea Schubarth,
Lena Silbermann, Gian Luca Zumbühl
Bilder und Illustrationen:
Adam Burri, Noah Liechti, Lucie Reisinger,
Liv Robert, Mara Schneider,
Marin Stojanovic
Piktogramme: Marin Stojanovic

Korrektur

Marco Neuhaus
Gestaltungskonzept
Abhash Mittal
Laufschrift: Gaisyr (Dinamo)

Website: www.zsonline.ch

Instagram: @zuercherstudierendenzeitung

Inserate

Timothy Walder
2047 Agency
Bahnhofstrasse 47, 5600 Lenzburg
www.2047.agency · 076 441 08 00
timothy.walder@zsonline.ch
Inserateschluss 2/26: 06.04.2026

Produktionssong #1/26

Au feu rouge – Grand Corps Malade



Die Akte Erika W.

Unsere ehemalige Redaktorin gräbt in ihrer Geschichtenkiste.

Lea Schubarth

Und dann kam die Akte. Die Akte von Erika W., einer jungen Mormonin, die als Sektenaussteigerin bekannt wurde, in jeder Talkshow der deutschsprachigen TV-Welt ihre Geschichte zum Besten gab, zwei Zusammenbrüche erlitt und schliesslich, nach einem langen Aufenthalt in einer Klinik, Suizid beging. Sie musste Jill einfach zugefallen sein, weil sie dieses Puzzleteil in dieser Zeit gebraucht hatte. Jill verschlang die Akte und sichtete alles, was es von Erika W. zu sehen gab: Aufzeichnungen von archivierten Fernsehauftritten; Protokolle von Therapiesitzungen, die während W.s Aufenthalt in der Klinik erstellt wurden; Stellungnahmen der Behörden sowie der Jesus Christ Church of Latter Day Saints nach ihrem Tod. Seither verbringt sie ihre Tage mit Erika W., die allem Anschein nach nicht genug hatte erleben dürfen.

Jill wird Erika nicht mehr los; Erika hängt sich an sie, wohin sie auch geht. Beim Coiffeur rät sie zu Frisuren, die heute wieder in Mode sind. Im Restaurant isst Jill, was Erika haben möchte, auf dem Nachhauseweg steigt sie jeden Tag an einer anderen Haltestelle aus, um Erika etwas Neues zeigen zu können. Nur im Spital zieht Erika sich zurück, lässt Jill arbeiten. Einmal, auf dem Rückweg von der Wohnung ihrer Schwester, beim Gang über die Stadelhoferpassage, vorbei an McDonald's und Coiffeursalons, spielt in ihrem Kopf eine Sequenz aus dem Archiv in Dauerschleife: Erika W., wie sie verstohlen in die Kamera blinzelt, das Gesicht von dichtem Haar eingerahmt, hinter ihr ein Büchergestell. Einige Einbände glänzen fettig, andere sind mit einer dicken Staubschicht bedeckt, vereinzelt sind Fingerabdrücke zu erkennen. Es ist ruhig im Raum.

Gleichzeitig hört Jill die Möwen kreischen, die über dem Bürkliplatz und dem See kreisen. Sie heben sich ab vom trockenen Grau des Zürcher Winters, sie und die weissen Schiffe, die Passagiere nach Horgen, Zollikon und Rapperswil transportieren. Darüber legen sich Eindrücke von Erika W. im Fernsehen, die warmen Brauntöne des Sofas, das schütterte Haar des Moderators und Erikas grüne Augen. In der Aufnahme hört Jill, wie sich Erikas Wangen bewegen, wie sich die Haut runzelt, wie ihre Spucke knistert, wenn ihre Lippen beim Aufsetzen eines Lächelns über die Zähne gleiten. Sie setzt zum Sprechen an, bleibt jedoch still. Jill hat die gesamte Akte gescannt und digitalisiert, um immer Zugriff darauf zu haben, auch im Ausland oder falls in ihrer Wohnung ein Feuer ausbrechen sollte. Ihre liebsten Stellen hat sie sich aber herauskopiert, um damit richtig Zeit verbringen zu können.

Sie hat einen dieser Auszüge besonders oft gelesen, es ist eine der seltenen Stellen, an denen Erika W. selbst zu Wort kommen darf, keine Aussage, die vom Psychiater vernommen und vorsichtshalber im Konjunktiv in einem Bericht notiert wurde. Jill zitiert, was sie mittlerweile auswendig kann: Das Gemüt wird mit den Jahren leichter. An manchen Tagen habe ich Angst, nur ein leichter Windstoss könnte aufkommen und ich könnte davon segeln. Es ist seltsam, dieses Gefühl von Leichtigkeit, das aber mitnichten Freude

meint, sondern eher eine drängende Unruhe. Ja, innere Unruhe, das passt gut, denke ich, zu diesem Zustand, zu dem ich eine Beziehung habe wie Orion zu seinem Skorpion. Kennst du, äh, kennen Sie die Geschichte von Orion? Er und sein Rivale am Sternenhimmel, der Skorpion, sind darauf nie zeitgleich zu sehen, weil der Skorpion der Einzige ist, der Orion töten kann.

Darum flieht Orion und der Skorpion ist ihm permanent auf den Fersen. Das kommt aus der griechischen Mythologie, also das mit Orion. Das mit den Fersen ist etwas anderes, aber dabei geht es auch um Helden, die eine einzige Schwachstelle, eine einzige Verletzlichkeit haben. Ich bin von Sternzeichen Skorpion, was lustig ist, weil ich ja vor der inneren Unruhe flüchte. Ich gebe nicht selber den Impuls zu rennen, nein, die Dynamik ist klar, erst kommt die Unruhe und dann setze ich mich in Bewegung und vermag es nicht, mich ihr entgegenzustellen oder zu versuchen, den Spiess für einmal umzudrehen und sie zu jagen.

Jill spricht weiter: An einem Vormittag, an dem sie sich uncharakteristisch ruhig gefühlt habe, also ohne den Drang, sich zu bewegen oder überhaupt irgendetwas zu tun, habe sie stattdessen die Angst gepackt, sie könne an Ort und Stelle Wurzeln schlagen und mit dem Leintuch verwachsen, das sie seit einem Monat nicht gewechselt habe. Also habe sie kurzerhand beschlossen, in die Berge zu fahren, ausgerüstet mit einem Zelt und warmer Kleidung. Mehr habe sie nicht dabei gehabt, denn in der Hast, ihrem Festkleben im Bett zu entkommen, habe sie weder an Verpflichtung noch an Unterhaltung gedacht. Dies sei ihr später seltsam vorgekommen, da sie normalerweise sehr bemüht sei, diese für sie elementaren Bedürfnisse zu jeder Zeit ausreichend gestillt zu haben oder zumindest darauf vorbereitet zu sein, wenn sie sich zwangsläufig meldeten. Sie habe sich am Schalter ein Kombi-Billett gekauft, Hinfahrt mit dem Zug und Ticket für die Bergbahn in einem. Dann sei sie hinausgefahren, und dann nach oben, und immer weiter nach oben. Irgendwo habe sie das Zelt aufgeschlagen und sei bald eingeschlafen, ermüdet von der Reise. Mitten in der Nacht sei sie dann aus einem Albtraum aufgewacht und habe kurz nicht mehr

gewusst, wo sie sich befinde. Auch die Uhrzeit habe sie nicht gewusst, ihr Handyakku sei leer gewesen. Sie habe sich dann aus dem Zelt begeben und die Sterne funkeln sehen. Vor dem Zelt sei sie für eine lange Zeit sitzen geblieben. Die Stille zwischen den Bergspitzen sei ihr wohl laut vorgekommen, der Himmel habe bis in die Unendlichkeit gereicht, so habe sie gemeint. Es sei nicht, wie sie geträumt habe, eine Kulisse gewesen wie im Regenwald, voller Geräusche, Schreien aus dem Dickicht und feuchter Luft, die sie bedrängten und bedrückten. Eigentlich sei es das komplette Gegenteil gewesen, oder vielleicht ein komplementäres Stück, die Absenz all dieser bedrängenden Elemente, nichts, das sie vorangetrieben hätte mit einer Wichtigkeit, die nicht zu begreifen sei.

Als sie sich dies vergegenwärtigt hätte, habe sie langsam wieder zur Ruhe kommen können, habe festgestellt, dass dieser Hang, auf dem sie sich befinde, nicht mit den Tropen vergleichbar sei und dass sie froh sein könne über die Stille und darüber, dass Kühe sich nicht schreiend von Baum zu Baum hangeln können. Obwohl auch dies wohl in Ordnung gewesen wäre, da sie sich bereits über der Baumgrenze befunden habe. Doch plötzlich habe sie wieder die Angst gepackt, diesmal vor der Ruhe, die ihr auf einmal zu gross vorgekommen sei. Sie sei liegengeblieben, habe in den Nachthimmel gestarrt und sich gewundert. Ihr Herz habe gepocht wie noch nie. Sie habe versucht zu weinen, da sie ein Brennen hinter ihren Augäpfeln gespürt habe. Die Tränen hätten nicht kommen wollen.

Sogleich habe sie bemerkt, wie ihr Körper, während sie damit abgelenkt gewesen sei, ihn zum Weinen zu zwingen, hinauf drängte und an seiner eigenen Schwere scheiterte. Minuten später, die sie damit verbracht habe, reglos dazuliegen und hochzuschauen, sei sie aufgestanden und habe ihre Sachen zusammengesucht. Sie habe noch einmal ins Gras geblickt, kontrolliert, ob etwas vergessen gegangen war. Sie habe nichts gefunden, nicht einmal den eigenen Umriss, in die Wiese eingedrückt, und habe sich auf den Rückweg gemacht, den seltsamen, steppenartigen Hang hinunter.



Ein Ort, um in Gedanken zu schwelgen. Foto: Mara Schneider.

Wettlauf gegen den Müll

«Züri rännt» nicht um die Wette, sondern für die Umwelt. Mit ihrem Ansatz möchten sie gemeinsam Sport treiben und gleichzeitig die Zürcher Strassen verschönern.

Dominique Lindegger (Text)

Dienstag, 7 Uhr, Bürkliplatz. In der winterlichen Dunkelheit strahlen Stirnlampen über fröhlich schwatzende Gesichter. Eine Gruppe trifft sich jeden Dienstag in einer variierenden Zusammenstellung vor der Zürcher Schiffsanlegestelle. Begrüssungen und Umarmungen, Gelächter, kleine Aufwärmübungen und bald schon sind alle Läufer*innen in verschiedenste Gespräche verwickelt. Ausgerüstet mit Laufschuhen, Joggingwesten und Leuchtarmbändern besprechen die heutigen acht Teilnehmer*innen die Route. In einem bequemen Tempo läuft die Gruppe los. «Züri rännt» wurde 2016 von Marianne Haller und Robert Peterhans aus Frust über fehlende Joggingangebote in Zürich gegründet.

Gemeinschaft ist wichtiger als Leistung

Sie organisierten wöchentliche Lauftreffen und an manchen Wochenenden grössere Erlebnisläufe. Die Treffen finden zweimal pro Woche statt: Dienstags eher gemütlich und mit Fokus auf das Zusammensein, donnerstags wird sich weniger unterhalten und dafür mehr und schneller gerannt. Das Ganze basiert auf der Freiwilligenarbeit der Organisator*innen und einem Team aus neun laufbegeisterten Men-

nen verschiedenen Alters, die die Leitung der Trainings übernehmen. Die Organisation wird durch einen Sportförderungsbeitrag der Stadt Zürich unterstützt. «Wenn alle am Plaudern sind, passt es. Die Leute treffen sich, haben eine gute Zeit und gehen wieder» sagt Peterhans über den Begegnungscharakter.

Neue Lauftermine würden dabei bewusst breit kommuniziert, damit Personen unterschiedlichen Alters, Geschlechts und Interessen angesprochen würden. Was sie vereint, ist die Freude am Joggen. Während einige Teilnehmer*innen immer schon gelaufen sind und seit den Anfängen von «Züri rännt» an den Lauftreffen teilnehmen, sind andere über Freund*innen dazugestossen und gerade dabei, das Joggen zu entdecken. Wieder andere nehmen vor allem an den Treffen teil, um Gleichgesinnte kennenzulernen, ihre Deutschkenntnisse zu verbessern oder Zürich zu erkunden. Der Austausch über die Sprache und Stadt findet mittlerweile automatisch durch die durchmischten Gruppen statt. Auch für Stadtzürcher*innen bieten die Treffen eine Gelegenheit, die Stadt durch wiedergefundene «Geheimgässli» oder neue Winkel kennenzulernen, die sie dann mit grosser Freude den Läufer*in-

nen zeigen, die weniger lange in Zürich sind. Zudem stelle es sich – gerade als Frau – als eine Erleichterung heraus, in einer Gruppe rennen zu können. Verlassene Strassen zu dunklen Tageszeiten werden im Alleingang von der Joggingroute gestrichen, selbst wenn es sich dabei um den direktesten Weg handeln würde. Die Teilnehmerinnen bestätigen, dass sie die Strecken alleine nicht ohne Unwohlsein gelaufen wären. Mit der Gruppe sei diese Angst hingegen nicht, oder zumindest sehr gering, zu verspüren.

Plogging statt nur Jogging

Auch durch ihr Engagement im Plogging hat «Züri rännt» einige Läufer*innen für sich gewinnen können. Plogging ist eine Kombination aus dem schwedischen Ausdruck «plocka upp» (Aufheben) und dem Wort «Jogging». Es beschreibt eine Verbindung aus sportlicher Aktivität und Umweltschutz: Während des Joggens Müll aufheben und anschliessend richtig entsorgen. Beim Plogginglauf bilden Teilnehmer*innen Gruppen, von denen sich jede um eine Art von Müll kümmert. Mit Handschuhen gewappnet und Abfallsäcken im Gepäck bewegen sich die Teilnehmer*innen durch

die Stadt und halten nach Glas, Plastik, Alubüchsen, Zigarettenstummeln und verlorenen Gegenständen Ausschau. Die Läufe werden mit dem Entsorgen des Gesammelten und einer heissen Schokolade abgeschlossen.

2018 organisierten die «Züri rännt»-Initiator*innen einen der ersten Ploggingläufe in der Schweiz. Ausschlaggebend seien ein Social-Media-Hype um Plogging, dem keine Taten folgten, sowie ein Gruppenmitglied, das sich über den Abfall auf den Wegen ärgerte. 2022 wurde Hallers und Peterhans' Engagement im Plogging «Züri rännt» mit dem «IGORA Umweltpreis» geehrt. Das Angebot stiess auf Zustimmung und es wurden immer weitere organisiert, unter anderem in unkommerzieller Zusammenarbeit mit Gemeinschaftszentren und dem Science Lab der Universität Zürich. «Dass sich Läuferinnen und Läufer für eine intakte Umgebung einsetzen, scheint uns naheliegend. Schliesslich ist sie unser Bewegungsraum», sagt Peterhans. Gleichzeitig relativiert er den Einsatz: «Das Plogging-Engagement ist wichtig, aber keine Lösung. Die Aktion kann nur darauf aufmerksam machen, dass alle Akteure gemeinsam nach nachhaltigen Lösungen suchen sollten.»

82 MOSTRA INTERNAZIONALE D'ARTE CINEMATOGRAFICA LA BIENNALE DI VENEZIA 2025 Best Actor

BFI LONDON FILM FESTIVAL OFFICIAL SELECTION 2025

NYFF63 2025 OFFICIAL SELECTION

Telluride Film Festival

MUBI, FREMANTLE, PIPERFILM, THE APARTMENT UND NUMERO 10 PRÄSENTIEREN

TONI SERVILLO
ANNA FERZETTI

LA GRAZIA

EIN FILM VON PAOLO SORRENTINO

AB 19. MÄRZ IM KINO

PATHÉ

Wenn Literaturkritik versagt

Die Autorin Jessica Jurassica ist bekannt für ihre Provokationen. Für ihren neuen Roman «Gaslicht» erntete sie reichlich Kritik. Doch ist diese fundiert oder misogyn? Eine Reflexion.

Konstanze Plica (Text) und Liv Robert (Illustration)

Um 1740 Prozent steigt 2022 die Suchanfrage für «gaslighting», was damit vom Merriam-Webster Lexikon zum Wort des Jahres gekürt wird. Dieser Begriff beschreibt die Handlung oder Praxis, jemanden – insbesondere zum eigenen Vorteil – mit psychischer Gewalt zu manipulieren und grob irrezuführen. Die Täter*innen lügen, verunsichern und schüchtern ihre Opfer ein, damit sie ihrer eigenen Wahrnehmung misstrauen. «Gaslicht» lautet auch das neueste Buch von Jessica Jurassica, das im August letzten Jahres erschienen ist.

Jessica Jurassica ist das Pseudonym ihrer Kunstfigur, die mit Sturmmaske an die Öffentlichkeit tritt. Bekannt wurde sie in den sozialen Medien wie etwa auf der Plattform Twitter, heute X. Darauf adressierte sie tabuisierte Themen wie Drogenkonsum und Sex. Ihr literarisches Debüt hatte sie mit der erotischen Fan-Fiction «Die verbotenste Frucht im Bundeshaus». Mit der Kurzgeschichte sorgte sie 2020 in der Deutschschweiz für mediale Aufmerksamkeit und wurde überdies von der Bundeskanzlei abgemahnt. Grund dafür war die Bearbeitung der aufgefliegenen Affäre zwischen einer damaligen Bundeshausredaktorin und dem damaligen Bundesrat Alain Berset. Zwei Jahre später erschien ihr erster Roman «Das Ideal des Kaputten».

Misogyne Rezensionen

Wie der Titel bereits erahnen lässt, beschäftigt sich Jurassica in ihrem neuesten Buch mit Gewalterfahrung. Interessant am Namen des Buches ist, dass er direkt aus dem Englischen eingedeutscht ist. Für Gaslighting gibt es nämlich keine direkte Übersetzung. Die Geschichte handelt von der Aufarbeitung von Traumata: Die Erzählerin blickt auf toxische und manipulative Freund*innenschaften sowie Beziehungen zu Männern in ihrem Leben zurück. Ein Teil ihrer Erzählung steht dabei im direkten Zusammenhang mit dem ersten grossen Schweizer #MeToo-Skandal. Um ihre Erfahrungen in einen Roman umzuwandeln, reist die Protagonistin «auf den Nacken eines zwanzigtausend Franken Reisegutscheins von kägi-fret» sowohl nach New York, Wien, Lissabon und an verschiedene Orte in der Schweiz.

Dabei baut die Geschichte eine zeitliche Brücke vom 14. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Von den Schweizer Ahn*innen der Protagonistin über ihre Urgrosstante, die im 20. Jahrhundert in die USA auswandert, um sich dort ein neues Leben aufzubauen, bis hin ins heutige Appenzell, in dessen Ferne man den Bodensee erblicken kann, zieht sich ein roter Faden, an dem die

Erzählerin zu sich selbst zurückfindet. Sowohl die Geschichte der Protagonistin als auch das Berufen auf feministische Werke kreiert einen Text, der nicht nur eine persönliche Erfahrung aufzeichnet, sondern genau dadurch ein essenzielles patriarchales Problem benennt: Männer, die Gewalt an FLINTA*-Personen ausüben und ihnen Leid zufügen – oft ohne dabei mit grossen Konsequenzen rechnen zu müssen.

So wirken Männer der Geschlechtergleichstellung aktiv entgegen. Dieses Problem ist ein gern übersehenes, das sich auch in etlichen Rezensionen wiederfinden lässt. Die Zeitung Der Bund beispielsweise fragt, «was das Buch eigentlich taugt». Und in einem Artikel der Aargauer Zeitung etwa wurde Jessica Jurassica als grundsätzlich wütende und sich übertrieben aufregende Frau beschrieben.

Struktur statt Individuum

In einem schrägen Tonfall wurde die Autorin anstelle des Inhalts in den Mittelpunkt der Rezensionen ihres Buches gestellt. Die Rezensent*innen verpassen, sich zu fragen, was hinter dieser Wut stecken könnte – oder inwiefern diese legitim ist. Auch wenn es in den Reaktionen auf das Buch auch wohlwollende Antworten gibt, fehlt es einigen an differenzierter Meinung. Es stellt sich die Frage, warum es die Rezensent*innen nicht schaffen, den Blick von der Autorin abzuwenden und den Fokus auf die Thematik des Buches zu legen. Sehen sich die Angesprochenen wegen des Spiegels, der ihnen vorgehalten wird, provoziert und wissen nicht wohin mit dem unangenehmen Gefühl der Konfrontation?

Jessica Jurassica selbst fällt ihrer Sturmmaske und Anonymität wegen nicht in die typische Rolle einer Frau als Opfer von sexueller Gewalt. Denn diese wird häufig als ein individuelles Problem und nicht als ein strukturelles betrachtet. Somit erlebt die Einzelperson individuelle Gewalt und bleibt mit dieser auch allein. Bei Jurassica allerdings fällt die Individualisierung ihrer Person schwer. Man kann nicht festmachen, wer hinter der Maske steckt. Ihre Sturmmaske verleiht ihr Anonymität, welche der Geschichte das personalisierte Gesicht nimmt. Damit bleibt sie bedrohlich. Denn fehlt die Identität, gestaltet es sich schwieriger, das Problem als ein individuelles anzusehen und auf die Person allein zu reduzieren. Ist es kein individuelles mehr, lässt sich folgern, dass es ein strukturelles ist. Und damit sind dann auf einmal alle Teil dieses Problems. Auch der ris-

kanten Position, in die sich Frauen durch Veröffentlichung eines Textes begeben indem sie patriarchale Strukturen anprangern, schenken die oben genannten Reaktionen keine Aufmerksamkeit. Jurassica überdies als empfindlich zu betiteln, konzentriert sich zu sehr auf sie als Autorin und schaut über den Inhalt und seine Aussage hinweg. Genau daran scheitern die Rezensent*innen.

Das Schweigen brechen

Nach dem Lesen des Buches sollte man sich eher die Frage stellen, warum etwa ein Sexualtäter mit seinen Straftaten glimpflich davonkommen soll, als sich auf der Persona der Autorin festzuschreiben. Denn damit werden die Opfer nicht mehr geschützt, die Sexualstraftäter*innen hingegen schon. So werden aus Angst vor juristischer Zurückweisung und «Vier-Augen-Delikten», also Aussage-gegen-Aussage-Prozessen, Sexualdelikte oftmals nicht angezeigt. In der Schweiz sind es laut einem Bericht von SRF nur etwa 20 Prozent. Sich zu exponieren und dann auf Unglauben seitens der Hörenden zu stossen, sowie nicht geschützt zu werden, ist das Risiko, in das man sich begibt.

Und somit wird diese Nichtthematisierung Teil einer grösseren Problematik im Zusammenhang mit Feminismus. Denn Feminismus ist nicht nur komplex, sondern kann vor allem auch unangenehm sein. Er nervt, wenn er einem selbst vorwirft, patriarchale Strukturen zu reproduzieren. Das kann auch immer noch passieren, wenn man selbst Feminist*in ist. Patriarchale Strukturen und Muster sind in uns allen verankert und es ist anstrengend, das einzusehen. Weiter benötigt es dann nochmal mehr Anstrengungen umzudenken, da das bedeutet, die eigene Sozialisierung grundsätzlich zu hinterfragen. Obwohl es viel Energie benötigt, ist diese Reflexion ausschlaggebend für das Entgegenwirken von patriarchaler Diskriminierung.

Da es ja darum geht, dass Menschen die Anerkennung als wertvoll und vollkommen in ihrer Menschlichkeit fordern, handelt es sich um ein ernsthaftes Problem, welches wahrgenommen und behandelt werden muss. In den besprochenen Rezensionen zu «Gaslicht» wird kein Bezug auf diesen Annerkennungswunsch genommen, er wird schlichtweg ignoriert. Denn auch wenn der Roman die autofiktionale Geschichte einer persönlichen Erfahrung ist, liegt es sehr wohl im Rahmen des Möglichen, die Problematik und damit auch den Mehrwert, die das Buch behandelt, zu erkennen. Es ist immer legitim, von Gewalterfah-



rungen zu erzählen und das Schweigen zu brechen. Und es ist ein essenzieller Schritt, um der Gewalt als Tabuthema entgegenzuwirken. Schreibstil, Erzählweise und Sprache dieses Textes müssen einem nicht zusagen – auch nicht das persönliche Empfinden Jurassica gegenüber. Aber es geht nicht darum, ob das Buch subjektiv gefällt, sondern darum, dass es sich mit einem Tabuthema, wie Gaslighting eines ist, auseinandersetzt. Denn jeder Beitrag und jede Stimme mehr, die patriarchale Strukturen kritisiert und herausfordert, ist relevant.

Das Buch «Gaslicht» erschien im September 2025. Für 32 Franken ist es im Buchladen Paranoia City an der Ankerstrasse 12, 8004 Zürich erhältlich.

«Unser Platz ist hier in Zürich»

In ihrem Musikprojekt Okvsho experimentieren die Brüder Georg und Christoph Kiss mit verschiedenen Genres und ernten damit grossen Erfolg. Ein Gespräch über authentischen Jazz und dessen Geschichte.

Florin Kohler (Interview)

Montreux Jazz Festival, Europa-Tournee, ausverkaufte Shows unter anderem in einer der Jazz-Hauptstädten London, eigenes Musiklabel und über 500'000 monatliche Hörer*innen auf Spotify. Was macht dieser Erfolg mit euch?

Christoph: Sehr lange haben wir Musik gemacht, ohne dass uns jemand zugehört hat. Nun haben wir das Privileg, dass sicher ein paar Leute das neue Album hören werden. Klar will man bei dieser Vorarbeit kein schlechtes Album machen. Aber der Punkt wird kommen, an dem ein Projekt viel schlechter läuft als das letzte. Ich hoffe zwar, dass das nicht bei diesem Projekt der Fall sein wird, aber das gehört auch dazu.

Georg: Dem kann ich nur zustimmen. Es geht darum, diese Möglichkeit ernst zu nehmen. Dass wir uns nicht nur über ein einziges Projekt definieren, hilft uns dabei, gelassen zu bleiben und trotzdem ambitioniert zu arbeiten.

In London und Berlin ist Jazz ein grosser Hype, vor allem bei jungen Menschen. Zwar kommt dieser vermehrt auch in der Schweiz an, ihr sprecht aber von Schwierigkeiten. Woran fehlt es?

Christoph: Vermutlich an etwas Geduld. Wir spielen meistens nur einmal pro Jahr in Zürich und nehmen jedes Mal eine grosse Entwicklung wahr. Aber letztlich hängt vieles von einer lebendigen lokalen Szene ab. Je mehr Leute Jazz machen, desto mehr Leute hören ihn auch.

Inwiefern?

Christoph: Als wir angefangen haben, hat uns besonders die Beat-Making-Szene in Zürich geprägt – sie war stark lokal verankert, bot uns Vorbilder und Austauschmöglichkeiten. Mit unserem Label Current Moves veranstalten wir deshalb Konzerte und Parties und veröffentlichen die Musik von anderen Künstler*innen.

Georg: Wenn Menschen in deinem Umfeld Ähnliches machen, wird aus einer individuellen Idee etwas Gemeinsames. Man merkt, dass andere diese Faszination teilen und dass daraus tatsächlich etwas entstehen könnte. Dies hilft, die eigene Arbeit nicht nur als abstrakten Versuch zu sehen. Wie Christoph gesagt hat, hätten wir ohne die damalige Beat-Making-Szene wohl aufgehört, Musik zu machen.

Ihr habt beide keine Jazzausbildung. Wie werdet ihr in der Jazzszene aufgenommen?

Georg: Wir konnten hier von der wachsenden Popularität der Modern-Jazz-Szene in Grossbritannien profitieren, die den Begriff musikalisch breiter interpretiert und auflockert hat.

Christoph: Für uns geht es aber weniger darum, uns vor einer akademisierten Jazzwelt rechtfertigen zu müssen. Viel wichtiger ist die Frage, wie wir als weisse Musiker in der Schweiz mit einem Begriff umgehen, der eine sehr konkrete Geschichte hat. Jazz ist aus der Unterdrückung und dem Widerstand der schwarzen Bevölkerung in den USA entstanden. Wir haben darüber diskutiert, den Begriff Jazz nicht mehr für uns zu verwenden, weil er ausserhalb dieses Kontexts oft zu Marketingzwecken genutzt wird. Jedoch kann der Begriff auch bewusst auf diese Ursprünge hinweisen. Die Akademisierung hat teilweise Gatekeeping-Strukturen hervorgebracht, die stark von weissen Institutionen geprägt sind. Wir haben grossen Respekt vor Menschen, die Jazz studieren und sich mit Engagement damit beschäftigen.

Was macht guten Jazz aus?

Christoph: Alles, was rebellisch ist und eine gewisse Energie hat. Unser Jazz hat das nicht mal unbedingt. *Er lacht.* Die besten Sachen kommen von Leuten, die Jazz in ihrer Situation aus Dringlichkeit genutzt oder entwickelt haben. Wenn jemand lange Jazz studiert hat und dann künstlich versucht, rebellisch zu spielen, nur damit es kompliziert wirkt, macht mir das am wenigsten Freude.

Georg: Man merkt, wenn etwas authentisch ist. Viele Leute kommen aus der Jazzschule und können unglaublich viel, aber haben dann das Gegenteil unserer Herausforderung: Wie lässt sich all das antrainierte Vokabular in etwas persönliches übersetzen. Uns hilft die Beschränktheit unseres Könnens aber dabei, etwas Authentisches zu schaffen.

Gerade arbeitet ihr an einem neuen Album. Wie geht es euch dabei?

Georg: Viele Leute stellen sich das als florierenden Prozess vor, bei dem man alle Ideen, endlich umsetzen kann. Bei uns schwankt die Stimmung alle zwei bis drei Tage: Mal sind wir sehr optimistisch, dann wieder kritisch bis ungewiss. Gerade haben wir Halbzeit im Albumprozess. Ende Februar muss es dann fertig sein. Im letzten Monat ist das Stresslevel relativ hoch.

Christoph: Dazu kommt, dass wir uns nicht zwei Monate lang einschliessen und in dieser Zeit nur am Album arbeiten können. Man stellt sich das oft romantischer vor, als es wirklich ist.

Gab es einen spezifischen Moment, der euch zu diesem Album inspiriert hat?

Georg: Nicht direkt. Generell inspirieren uns Konzerte, weil Musik sich dort besonders ehrlich anfühlt.

Wir stehen dann wie zwei Kritiker in der Ecke und weisen uns per Blickkontakt auf für uns interessante Details hin. Diese persönliche Wirkung versuchen wir dann in unseren Produktionen neu zu übersetzen. Ansonsten beeinflussen uns auch aktuelle Releases stark.

Christoph: Ich höre generell viel Musik, aber sobald wir an einem Album arbeiten, verändert sich meine Wahrnehmung komplett. Alles, was ich höre oder sehe nehme ich automatisch als mögliche Inspiration auf und überlege, wie wir das musikalisch verarbeiten könnten. So entstehen ständig Listen von Dingen, die uns beeinflussen.

Welcher Teil des Albumprozesses macht euch am meisten Spass?

Georg: Kaffeepause. *Beide lachen.* Es ist schwierig, den Moment richtig zu beschreiben. Wenn man lange an einem Teil eines Songs getüftelt hat, der noch nicht ganz funktioniert, dann am Abend nach Hause geht und sich das am nächsten Tag nochmals anhört und es gut klingt, denkt man sich: Da habe ich jetzt richtig gearbeitet. Es sind diese kleinen Belohnungen während des Prozesses, die einem Freude bereiten.

Christoph: Absolut. Wir sind uns nicht immer direkt einig, oft braucht es Zeit und Diskussion. In seltenen Momenten probieren wir aber etwas aus, schauen uns dann an und spüren beide: Jetzt stimmt's. Das sind die besten Augenblicke im ganzen Prozess.

Musik macht ihr vor allem nebenbei. Weshalb nicht Vollzeit?

Christoph: Ich sehe «Okvsho» nicht als Nebenprojekt – aber genauso wenig sehe ich meine anderen Tätigkeiten als nebensächlich. Ich habe mehrere Jobs und Projekte, die für mich gleichwertig nebeneinander stehen, und genau diese Mischung brauche ich, um inspiriert zu bleiben. Für viele ist dies schwer nachvollziehbar. Es existiert die Vorstellung, dass der Traum darin besteht, sich voll und ganz auf ein Musikprojekt konzentrieren zu können. Mein Traum ist viel eher, in verschiedenen Rollen und Projekten arbeiten zu dürfen.

Was bleiben euch für Ziele?

Georg: Ein Ziel ist es sicher, weiterhin an unterschiedlichen Orten spielen zu können. Bei unseren Auftritten treffen wir ständig auf Personen, die das Projekt seit Jahren begleiten und unterstützen. Diese Begegnungen erinnern uns daran, worum es eigentlich geht: Um die Energie, die Musik zwischen Menschen entfalten kann. Entsprechend ist unser Ziel auch, diese Verbindungen nicht nur zu erweitern, sondern zu festigen.



Die Brüder Kiss mal nicht im Studio. Foto: Dylan James Moore.

So würden auch Leute an unser Konzert kommen, wenn ein Projekt mal nicht so gut ankommen sollte.

Christoph: Auf der künstlerischen Seite verfolgt man das Ziel, sich selbst weiterzuentwickeln. Das kann vielleicht irgendwann auch mal über ein Musikalbum hinaus gehen. Vielleicht drehen wir mal einen Film und machen Musik dazu. Auf der anderen Seite fände ich es bei unserem Label «Current Moves» toll, wenn wir noch mehr aufstrebenden Künstler*innen eine Plattform bieten könnten.

Ihr habt im Interview bei Helvetica gesagt, dass ihr auf der Suche nach eurem Platz seid. Wo wollt ihr hin?

Christoph: Eigentlich haben wir unseren Platz schon gefunden: Zwischen all den Leuten, die bei unseren Projekten mitmachen. Okvsho zeichnet sich durch die Konstanz aus, die wir durch die Leute um uns herum haben. Nicht nur in der Band, sondern auch im Bereich Grafik sind viele von Anfang an dabei. Auch bei unserem Label sind wir schon lange. Unser Labelchef hat uns vor kurzem gesagt, dass wir grosses Glück haben, hier in Zürich in unserem Kreis kreativer Leute eingebettet zu sein. Das stimmt total. Unser Platz ist nicht in London, sondern hier – zwischen all unseren Leuten in Zürich.

Das neue Album erscheint diesen September. Ihre Europatournee beginnt im Oktober und endet mit Schlusskonzert am 6. Dezember im Kaufleuten in Zürich.

**EVERY CAREER
STARTS
FROM ZERO
EXPERIENCE**



**TRUST
YOUR
MADNESS**

Kleider machen Leute

Mantra Kumar

Loslassen – Morgens stehe ich oft vor dem Kleiderschrank auf dem Treppenabsatz in der WG und überlege mir länger als nötig, was ich denn heute anziehen werde. Während die Minuten vergehen und der Tee in der Küche kalt wird, bemerke ich zwei Dinge: Erstens sind meine Faltkünste verbesserungsbedürftig und zweitens gehört die meiste Kleidung, die ich vor mir sehe, ursprünglich nicht mir.

Als Jüngste in der Familie waren alte Kleider schon immer etwas, das ich über die Jahre hinweg gesammelt, aufbewahrt und durchmischt habe. Wie Ratschläge oder Weisheiten wurden sie mir von verschiedensten Personen aus diversen Lebensabschnitten übergeben. Anfangs waren es vor allem die Bijous aus der Sammlung meiner Mutter oder alte Pullis meines Bruders; mit der Zeit fühlte man sich wie diese Papierfiguren, die man in der Primarschule auf einem zusammengefalteten Blatt Schicht für Schicht gemalt und weitergegeben hatte, bis ein skurrielles Bild entstand.

Mit 14 habe ich dann «tutti.ch» entdeckt und schon erweiterte sich der Kleiderpool auf die ganze Stadt. Nach langem Doomscrolling an ein paar zu vielen Schwangerschaftstops vorbei – das Universum hatte mehr Hoffnung in mich als gerechtfertigt – fand ich immer wieder etwas Passendes: eine handgestrickte Jacke, ein Abendkleid, ein Paar Stiefel. Dann stand ich alle paar Monate in einem neuen Quartier an der Haustür oder vor dem Briefkasten einer fremden Person. Manchmal entwickelte sich ein Türrahmengespräch über das Kleidungsstück: «Gefällt Ihnen das Kleid nicht mehr so?», fragte ich vorsichtig.

«Ich hatte es jede Weihnacht an», antwortete die ältere Dame, «aber irgendwann ist man an diesem Lebensabschnitt vorbei.» Selten kam ich von diesen Eskapaden mit nur Kleidung davon. Natürlich entwickelte sich dann auch der Secondhand-Trend und Style-Ikon*innen auf YouTube wie Ashley

von «bestdressed» inspirierten mich zusätzlich zum Thriften. Hinzu kamen Päckchen von meiner Klavierlehrerin oder volle Säcke von meinen Mitbewohnerinnen. Noch heute darf ich ab und zu bei einer Freundin zuhause durch eine grosse Tasche ungebrauchter Kleider wühlen, die der Tochter ihrer Englischlehrerin nicht mehr gefallen. Wir arbeiten uns durch den Stapel und überlassen das Urteil über jedes Kleidungsstück ihrer Mutter, die, auf dem Bett hockend, ihre Rolle als (bodenständigere) Miranda Priestly überzeugend einnimmt. Die Faszination kommt sicher auch daher, dass Kleider in meiner Familie in Indien als das besagte und geschätzte Geschenk zu Feiertagen gelten: An Diwali ein neuer Rock von der Tante, zur Hochzeit vom Cousin ein neuer Saree von den Eltern der Braut.

Aus einem der absoluten Grundbedürfnisse jedes Menschen wird eine Geste, die Teil der Erinnerung an diesen Anlass oder diese Person ausmacht. Wenn das Kleidungsstück bereits eine Erinnerung in sich trägt von der vorherigen Besitzerin, ist es für mich umso schöner. Woher habe ich das Oberteil? Meine Mutter hatte es in ihren ersten Auslandsferien in Singapur gekauft. Ich hatte es an meiner Maturapräsentation an. Oder, von wem habe ich die Jeans?

Meine Mitbewohnerin hatte sie auf ihren Europareisen an, jetzt trage ich sie oft im Zug nach Basel. Manche Stücke bewahre ich behutsam auf und trage sie bewusst zu besonderen Zeitpunkten, wenn ich an die ursprüngliche Besitzerin denken oder ihre Nähe spüren möchte. Andere Male stehe ich an einem Montagabend im Lidl Schlange und merke erst plötzlich, dass sich Kleidung von drei verschiedenen Personen auf mir trifft. Für einen Moment fühle ich mich wieder wie das zusammengewürfelte Papierfigürchen aus der Schulzeit. Dabei hatten die Figürchen doch einen ganz eigenen Charme, der nur durch das Loslassen und Weitergeben entstehen konnte.

Illustration: Marin Stojanovic



Match my Freak

Hier berichtet unsere Sexkolumnistin aus fremden Betten über vertraute Geschehnisse.

Anahi Frank

Performativ? – Alex ist kommentarlos vier Minuten zu spät und 1.90 Meter gross. Auf dem Weg zur Bar läuft er einen halben Meter vor mir und stellt nur knappe Rückfragen. Konsequenterweise lasse ich ihm auch an der Kasse den Vortritt. Wir setzen uns nach draussen und machen Small Talk. Seine Arbeit, mein Studium, sein Marathon, meine Joggingrunde, sein Dating-App-Frust, mein Dating-App-Frust, seine unerfüllten sexuellen Vorlieben.

Mein Kopf schnellt in die Höhe. «Welche Vorlieben?» «Ich stehe auf BDSM...» «Darf ich deinen Lieblingsbuchstaben erraten?» unterbreche ich ihn. Er lacht, überrascht und erleichtert. Ich denke an seine langen Schritte und noch längeren Ausführungen.

«Du bist dominant, mit einer Prise Masochismus», sage ich. Er schüttelt enttäuscht den Kopf. «Das erwarten alle von Männern. Aber für mich gibt nichts Heisseres als eine dominante Frau.»

Meine Handflächen kribbeln. Ich finde auch, dass Frauen in Machtpositionen gehören und Männer auf die Knie. Aber beim Sex war ich bisher egalitärer unterwegs. «Ich bin eher ein Sex-Nerd als ein Sex-Freak», gebe ich zu, «ich habe viel gelesen, aber wenig ausprobiert.» Er schaut hoffnungsvoll: «Willst du ein Versuchskaninchen?» Zweieinhalb Stunden später sind wir bei ihm zuhause. Noch während ich meine Schuhe ausziehe, hat er zwei Gläser mit Eis gefüllt. «Mit oder ohne Zitrone? Still oder Sprudel?» Er

lässt mich auch wählen zwischen Sofa oder Bett (ich entscheide mich für das mit weissen Leinen bezogene Bett), einer Reihe von Sextoys (ich will, dass er selbst Hand anlegt) und verschiedenen Anreden (Prinzessin, Hure, gutes Mädchen, böses Mädchen, Schlampe; ich untersage ihm alle, bis auf eine). Ab da läuft alles, wie ich es bei One-Night-Stands gewohnt bin, aber besser.

Ich fühle mich sicher und aufgehoben, während wir rumknutschen; schamlos und gierig, während ich auf ihm rumturne und seinen Körper für meine Befriedigung nutze; wie eine hirnlose Pflanze, während er das Gleiche bei mir tut. «Das hat Spass gemacht», flüstert er mir ins Ohr, als ich gekommen bin und

schnaufend auf seiner Brust liege. «Ja? Auch wenn es Vanilla war?» Er hebt den Kopf: «Das nennst du Vanilla? Was du mit meinem rechten Bein, meinen Füßen und meinem Po gemacht hast?» «Was denn sonst?» Er lacht: «Du Freak!»

Illustration: Mara Schneider



Kurz und knapp

Unübliche Freundschaften

Kultur – Scurrile Figuren schreiten an den 61. Solothurner Filmtagen über die Leinwand der Schweizer Premiere von «Sie glauben an Engel, Herr Drowak?». Was eine übereifrige Germanistikstudentin und ein ehemals obdachloser Alkoholiker gemeinsam haben? Mehr als es anfangs scheint. Im Rahmen eines Reintegrationsprogramms für randständige Menschen nimmt sich die schrullige Lena dem einzigen und hoffnungslos verbitterten Teilnehmer der Kategorie Schreiben, Hugo Drowak, als Coach an. Dies nicht nur wegen ihrer Liebe zur Literatur, sondern um der Einsamkeit zu entfliehen, die sich in der Welt breitgemacht hat. Einer schwarzweissen Welt, die trotz ihrer Schattenseiten auch Momente des Lichts birgt. Mit seiner Tragikomödie bringt der Walliser Regisseur Nicolas Steiner einen bewegenden Film in die Kinos, wie ihn die deutschsprachige Kinolandschaft seit Jahren nicht mehr gesehen hat. (gen)

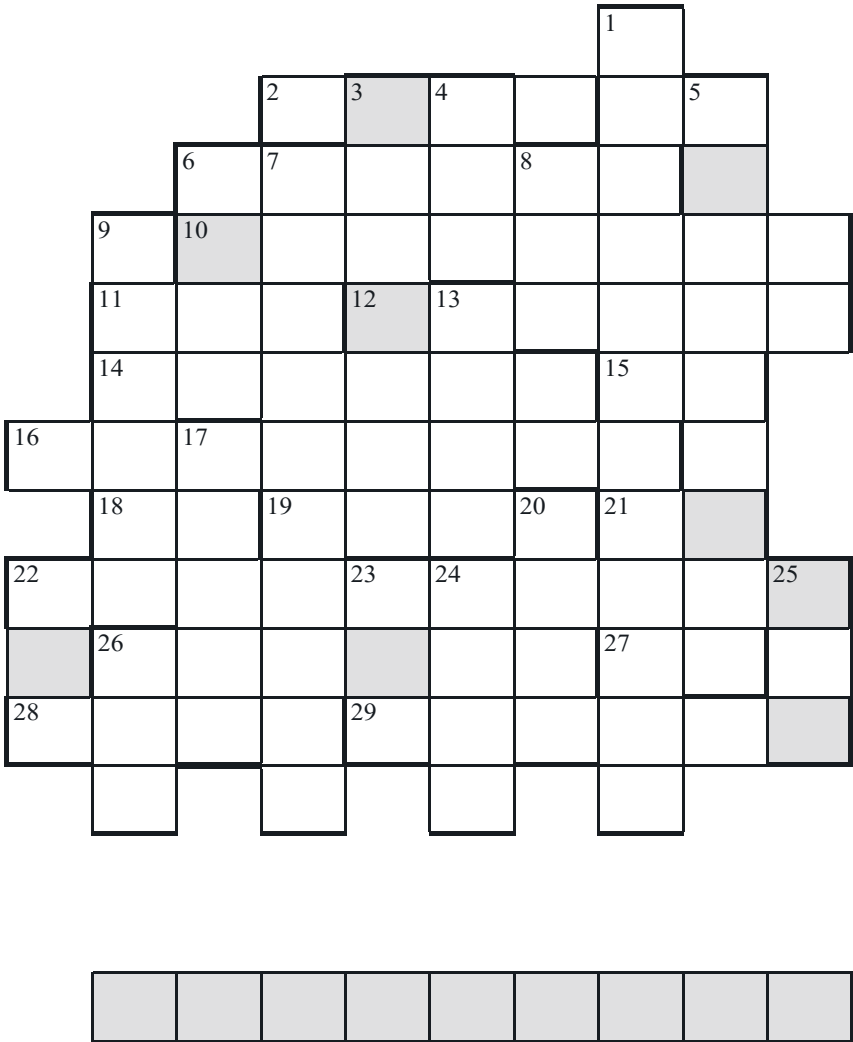
Berufe prägen unsere Bilder

Forschung – Männer sind durchsetzungsfähig, Frauen fürsorglich. Solche stereotypische Vorstellungen halten sich in der Gesellschaft noch immer hartnäckig, hat eine Studie unter Beteiligung der Universität Bern ergeben. Anhand internationaler Meinungsumfragen haben die Forschenden untersucht, welche Rolle soziale Strukturen spielen. Die Ergebnisse sind länderübergreifend ähnlich, deren Ausprägung hängt aber vom Grad der Gleichstellung ab. Besonders deutlich wird, dass berufliche Rollen einen starken Einfluss auf zugeschriebene Eigenschaften haben. Selbst wenn Frauen etwa in Führungspositionen tätig sind, wird ihnen weniger Handlungsmacht zugesprochen. Das mag daran liegen, dass sie hauptsächlich in sozialen Bereichen tätig sind, die zugleich mit weniger Status und Macht assoziiert werden. (mas)

Gratis Tests für (fast) alle

Politik – Der Zürcher Gemeinderat will künftig mehr auf Prävention von sexuell übertragbaren Krankheiten (STI) setzen und die Hürden dafür senken. Das bisher erfolgreiche Pilotprojekt für kostenlose STI-Tests soll gesetzlich verankert werden. Grund dafür sind steigende Fallzahlen. Ein Streitpunkt in der Debatte war die Kostenfrage: Bürgerliche Parteien forderten eine Eigenbeteiligung von 33 Franken, doch die linke Ratsseite setzte sich durch. Damit bleiben die Tests für Stadtzürcher*innen unter 30 also weiterhin komplett gratis. Auf Antrag der AL muss der Stadtrat weiter neu ein Pilotprojekt für über 50-Jährige prüfen. Expert*innen weisen darauf hin, dass auch in dieser Altersgruppe das Risiko unterschätzt wird. Ziel ist es, Infektionsketten zu unterbrechen und die öffentliche Gesundheit frühzeitig zu schützen. (deb)

Hier rätselt einfallsreich
Ella Eloquentia.



Ä Ö Ü = AE OE UE, J/Y = I

Waagrecht
2 Trotz seines biblischen Namens schläft dieser hübsche Lügner mit seiner Schülerin 6 Verzerzt die Verbrechenstatistiken 10 Meeresbewohner*innen, die auch auf dem Zürcher Wohnungsmarkt anzutreffen sind 11 Bei diesem Wort bitte Triggerwarnung 12 Auf deinen oder auf meinen haben wir einen schönen Abend 14 Bleibt er, wo er ist, bleibt alles dicht – doch fällt er, sagtes du etwas böses über mich 15 Hat 2025 viele Mädchen träumen lassen 16 Um die Inflationsrate bereinigt 18 Dafür begehen Filmstars Seitensprünge 19 Diese englische Wellenlinie ist von ihrem Cousin verschoben 21 Warmduscher zahlen davon mehr 22 Wenn Worte nicht mehr helfen, kommt er mit Medis 26 Dieser Fussballer würde mich nie wegschmeissen, gib mir seine Nummer! 27 200 Personen, die sich um die Zukunft der Schweiz streiten 28 Hat andere Karten als der Master 29 Spielt sich dein Leben nur dort ab, fährst du die falsche Linie

Senkrecht
1 Offline GPS 3 Zürichs woker Daddy aus dem 15. Jh 4 Zwei Mitglieder sind noch flüchtig und haben blaues Licht hinter'm Audi RS 5 Versteckte Held*innen des Ausdauersports 6 Treffen sich per Zufall ein tschechischer Pirat und ein Schweizer 7 Performance der selbstverliebten Coptopträger*innen 8 Uniabschluss vor Bologna 9 Dieser Muskel fischt an beiden Ufern 13 Die Unendlichkeit der Zeit 17 Findet man auf Englisch im April und in trockenen Gebirgsregionen 20 Grau wird er gerne in England getrunken 22 Meine Perspektive 23 Dort gehen Kinder mit Erbsen in der Nase hin 24 In dieser deutsche Universitätsstadt pflanzte Schiller seine Karotten 25 Dort versammeln sich die Gelbwesten 26 Diese Filter bringen dich auf Zag

Sende das Lösungswort bis zum 3. März mit dem Betreff «Rätsel» an redaktion@zsonline.ch. Zu gewinnen gibt es 3x2 Gutscheine für die Kinos Riffraff und Houdini.

Lösungswort der letzten Ausgabe: PAGENFRISUR. PS: An diejenigen, die uns «Frauengrips» schrieben: Kreativ! Doch das Lösungswort ist bereits in der richtigen Reihenfolge.
Waagrecht 5 SKORPION 9 BIERGARTEN 11 BRAUSE 12 TBA 13 REIF 15 KS 16 COHEN 18 KRAECHZEN 20 SIC 21 LAGO 23 III 24 TEER 26 BENTO 27 ANDERS 29 LOB 30 SUV 31 TITO 32 EID 33 OEC
Senkrecht 1 SATIRE 2 POKERFACE 3 ARGUS 4 GOTTHEIT 5 SIBERIEN 6 ORAKEL 7 PASCH 8 NEBENJOB 10 NANNI 14 EKSTASE 17 OZONLOCH 19 CABRIO 22 GESTE 25 RETRO 28 DVD

Ewiges Dazwischen

Zürich Altstetten-Nord – Ich schaue auf die Anzeigetafel der neuen 51er Tramlinie: acht Minuten noch bis zur Abfahrt. Acht Minuten, die mir normalerweise nichts ausmachen. Dann schaue ich raus aus der von Fettflecken gesäumten Glasscheibe und überblicke den Vulkanplatz. Ich sehe einen Kiesplatz geformt von der Tramschiene, die hier eine Schlaufe bildet und verkündet, dass die Stadt beendet ist. Die Wolkenkratzer, die den Platz von der Südseite her überschatten, verkünden Anderes. Zürich ist eine Metropole, sagen sie, dumpfen aber nachhallend.
Eine Person überschreitet den Platz mit schnellem Schritt, als wäre das Halten verboten. Wie letzte Woche bleiben die öffentlichen Möbel unbesetzt und verschlucken die Stimme der Hochhäuser. Eine leere Sitzgruppe bildet gemeinsam mit einem umgefallenen Artgenossen einen Stuhlkreis, was den Platz noch leerer erscheinen lässt. Ein tragisches Bild. Vielleicht ist Zürich doch eine

Metropole, denke ich mir. Aber keine Metropole für Menschen, sondern eine für Finanzkapital. Die überdimensionierten Fassaden nicken mir zu. Mein Blick schweift über die sich leicht spiegelnden Glasscheiben und findet keinen Anhaltspunkt. Also zurück zum Platz. Ja, der ganze Platz ist mehr Bild als Raum, denke ich mir jetzt und erinnere mich an das Gemälde «Bäume im Winter, Blick auf Bennecourt» von Claude Monet. Wie im Gemälde erhebt sich alle paar Meter ein einzelner Stamm aus kleinen Grasinseln, die aus der Kiesfläche eine dynamische Land-

schaft machen sollen. In meinen Ohren höre ich eine Stadtplaner*in von der «grünen Lunge» singen und genauso wenig wie die Landschaft in Monnets Gemälde. Weder Wald noch Lichtung, eine Art ewiges Dazwischen, als sollte man daran erinnert werden, dass hier wohl einmal Natur war, diese aber eben nicht mehr zurückkehren wird. Und tatsächlich sind es genau die künstlich unregelmässig platzierten Bäume, die auf dem Vulkanplatz eine multifunktionale Bespielung verunmöglichen. Sei es bei einem Ballspiel oder dem Aufbau einer kleinen Bühne, immer drängt sich ein Baum dazwischen. Wer hier im Winter Sonne sucht, findet keine,



Foto: Jonas Jost

genauso wenig wie die Landschaft in Monnets Gemälde. Weder Wald noch Lichtung, eine Art ewiges Dazwischen, als sollte man daran erinnert werden, dass hier wohl einmal Natur war, diese aber eben nicht mehr zurückkehren wird. Und tatsächlich sind es genau die künstlich unregelmässig platzierten Bäume, die auf dem Vulkanplatz eine multifunktionale Bespielung verunmöglichen. Sei es bei einem Ballspiel oder dem Aufbau einer kleinen Bühne, immer drängt sich ein Baum dazwischen. Wer hier im Winter Sonne sucht, findet keine,

denn die Bäume bilden gemeinsam mit den massiven Häuserblöcken gleich einen doppelten Vorhang. Um wiederum eine florierende Flora zu generieren, ist der Platz zu kahl. Auf die Artenvielfalt wurde verzichtet.
«Aus Kostengründen?», frage ich mich und werde nun selber zur Stimme der Politik. Die sorgfältig zurückgeschnittenen Grasbüschel weisen meine Frage zurück. Ich erinnere mich daran, wie sich das trockene Kies im letzten Hitzesommer kaum weniger aufgewärmt hat als der versiegelte Asphalt. «Eine leere Fläche von heute ist Profit von morgen», flüstert mir eine Immobilienmakler*in zu und da wird mir klar, was dieses ewige Dazwischen verkörpert. Ein leichtes Quietschgeräusch verkündet das Öffnen der Türen und reisst mich aus meinen Gedanken. Die Person, die gerade noch zügig den Platz überquerte, ist eingestiegen und starrt auf die Anzeige. «Noch sieben Minuten», murmelt sie bedrückt. (jjo)